image
not
available

Der Secretair

der

Marquise Du-Deffand.

Zweiter Band.

Erstes Kapitel.

Das, was ich im Luxembourg gesehen hatte, war eben nicht einladend für mich, und ich pries mich glücklich, als Frau von Parabère aufstand, um zu gehen. Wir hatten der Toilette der Frau Herzogin von Berry beigewohnt, die weinend und seufzend ihre Rubinen anlegte, und sich dabei durch den Gedanken tröstete, daß der Gesandte von Baiern vor dem folgenden Tage nicht kommen würde.

— Bis dahin, fügte sie hinzu, wird er andern Sinnes sein, und wir haben eine andere Laune.

— Aber wie kommt es, Madame, antwortete die Marquise, daß Sie von Herrn von Riom erdulden, was ich Ihrem Herrn Vater nicht erlauben würde?

— Rabe, darin liegt keine Aehnlichkeit. Ich verspreche Ihnen, diesen Abend im Palais-Royal zu soupiren, und auf einige Stunden den zu vergessen, der mich Alles vergessen läßt.

Die Prinzessin fügte einige für mich sehr liebenswürdige Phrasen hinzu, und lud mich ein, recht oft wiederzukommen. Dies reizte mich zwar wenig, aber ich kam wieder.

Als wir in der Carosse saßen und allein waren, sagte die Marquise mit einer Art Widerwillen:

— Puah! Alle diese Dinge stoßen mich zurück, und ich glaube wirklich, daß Frau von Sabran Recht hat.

— Was hat Frau von Sabran gesagt?

— Als sie einst mit uns Allen bei der Frau Herzogin von Berry soupirte, hat sie eines jener Worte gesagt, die hinreißen, und die man nie vergißt.

— Aber was ist es denn?

— Sie hat gesagt: nachdem Gott den Menschen geschaffen, hat er einen Rest von Koth genommen und daraus die Seele der Fürsten und der Laquaien gebildet. Ich versichere Sie, dies ist wahr. Sehen Sie diese Enkelin von Frankreich an, die sich von einem Gascogner in die Gosse schleppen läßt — von einem Menschen ohne Schönheit, ohne Geist, ohne Talent; und einzig und allein nur deshalb, weil er das Benehmen eines Lastträgers hat, und weil er aussieht, als ob er zuschlagen wollte. Ist das nicht schändlich? Ich wette, daß er sie schon wieder hat auskleiden lassen, und daß er eine andere Extravagance von ihr fordert. Sie ist immer so gewesen.

— Wahrhaftig?

— Ohne allen Zweifel! Vierzehn Tage nach ihrer Hochzeit, nicht nach der Trauung... sie war kaum sechzehn Jahre alt — war sie in Lahaye verliebt, den Stallmeister des Herzogs von Berry. Zuerst hat sie ihm Nichts verweigert, dann fand sie es für gut, mit ihm zu

entfliehen, ihre Diamanten bei ihrer Kammerfrau zu lassen, ihrem Vater fünfhunderttausend Livres zu stehlen, und in Holland oder in England ihrer Liebe nachzuhangen.

— Ist es möglich?

— Glücklicherweise fürchtete Lahaye für seinen Hals; er ging zu dem Herzoge von Orleans und entdeckte ihm Alles. Dieser nahm die Kostbarkeiten und das Geld zurück, bat seine Tochter, ihren Liebhaber bei verschlossenen Thüren zu behalten, und hatte nicht den Muth, ihr ein böses Wort zu sagen. Er fürchtete sie mehr, als Ludwig XIV. selbst, und zwar deshalb, weil sie ihn für einen Tyrannen hielt. Armer Philipp! Er wird nie Muth haben, einem schwachen Wesen gegenüber, er wird ihm nie ein Nein entgegenstellen können.

Man begreift wohl, daß mich dies bei meinen Provinzbegriffen in Erstaunen setzte. Ich war davon wie berauscht und empfand das gebieterische Bedürfniß, in meine Wohnung zurückzukehren, um mich zu sammeln. Mir wirbelte der Kopf. Ich bat die Marquise, mich nach Hause zu begleiten; sie drang in mich, mit ihr in die Oper zu gehen. Ich dankte ihr, denn ich befand mich wirklich unwohl.

Nachdem ich ihr das Versprechen gegeben, am andern Morgen sie zu besuchen, trennten wir uns.

Auf der Treppe begegnete ich meiner Cousine; flüchtig grüßend eilte sie vorüber. Man hätte darauf schwören mögen, daß ich verpestet sei. Obgleich ich gegen

solche Erscheinungen noch nicht genug abgehärtet war, um mich nicht darüber zu grämen, so forderte ich doch keine Erklärung. Ich war zu stolz, um mich zu rechtfertigen.

Oben an der Treppe erwartete mich mein Laquais; er überreichte mir ehrfurchtsvoll einen Brief, auf dessen Beantwortung man schon lange gewartet hatte. Fräulein Delaunay lud mich in diesem Briefe im Namen der Herzogin von Maine ein, am folgenden Tage nach Sceaux zu kommen. Man wollte eine „weiße Nacht“ feiern, es sollte ein „Ritter von der Fliege“ aufgenommen werden, und man rechnete um so mehr auf mich, da auch eine Comödie stattfinden sollte. Mir stand eine glänzende Rolle bevor. Eine Carosse der Prinzessin sollte mich holen, denn man nahm an, daß ich noch keine besitze, da ich erst neu angekommen sei.

Glück über Glück! Nun sollte ich auch nach Sceaux kommen! Es gab keinen Vorwand, die Einladung abzulehnen. Aber was würde man im Palais-Royal sagen? Ich war noch zu jung, zu isolirt, um mich in diese Intriguen zu wagen. Das vorherrschende Gefühl in mir war das Erstaunen. Die Neugierde führte mich nach Sceaux. Man sprach ja so viel von diesem Hofe, von dem, was dort vorging, von dem seltsamen Leben, das Frau von Maine führte, und von den Vergnügungen, die sie ihren Freunden bot. Ich traf meine Vorbereitungen, indem ich der Frau von Parabère schrieb, daß ich für den folgenden Tag nicht frei sei, ohne eine weitere

Erklärung hinzuzufügen. Dann dachte ich in meinem Zimmer über das nach, was ich gesehen hatte, und was ich noch sehen sollte.

Ich war nicht lange allein. Man kündigte die Herren Pont de Veyle, d'Argental und Mylord Bolingbrooke an, die zum Souper bei Madame von Feriol kamen, wo man sich einen vergnügten Abend machen wollte. Ich wollte ablehnen, denn ich empfand das Bedürfniß nach Ruhe; aber sie machten sich über mich lustig, und zogen mich mit fort. In einem so tollvergnügten Leben war die Ruhe nicht erlaubt. Man mußte sich ohne Unterlaß amüsiren, und sollte man auch darüber bersten. Ich verlangte nichts Besseres. War ich auch ein wenig verwirrt und noch nicht recht daran gewöhnt, so folgte ich doch dem Beispiele der Andern. Aber meine größte Feindin begann sich zu regen, und ich konnte auf dem Wege des Vergnügens, der nie der meinige war, nicht gleichen Schritt halten.

Es schien, als ob man sich doppelt anstrengte. Es war eine Art Fieber. Man langweilte sich entsetzlich unter dem seligen Könige. Man war dergestalt eingezwängt und maskirt, daß man vor Begierde brannte, die Maske abzuwerfen und sein Gesicht zu zeigen. Gott weiß, was für ein Gesicht man wirklich zeigte!

Wir gingen zu Frau von Feriol. Als sie uns empfing, befand sich Voltaire zu ihrer Rechten, Dûclos zu ihrer Linken. Hier sah ich zum ersten Male den Mann, von dem man so verschieden gesprochen hatte. Dûclos

war um diese Zeit noch sehr jung, er trug schon in seinem Gesichte die Spuren von dem, was er wirklich war, das heißt, seine Physiognomie drückte Verschlagenheit, Schlechtigkeit, Neid und Liebe zur Herrschsucht aus. Er besaß Geist, aber einen gewöhnlichen Geist ohne Grazie und Anziehungskraft. Man liebte Düclos nicht, man duldete ihn. Man suchte ihn nicht, denn man fürchtete seine Epigramme.

Dies Alles war damals noch in der Entwickelung begriffen; er war damals noch nicht einmal in der Literatur aufgetreten, wohl aber in der Welt. Ungeachtet seiner Jugend sah er schon nach Etwas aus; seine Manieren waren unbeholfen, aber man lachte nicht darüber, denn er besaß die Kunst, sie durch einen glänzenden Aplomb zu mildern. Der Abbé Dangeau hatte ihn eingeführt. Dangeau war der Bruder des Marquis, des Historiographen Ludwig's XIV. Der Marquis hatte ihm in der Straße de Charonne eine Art Schule für junge Edelleute gegründet, und dies konnte ihm in seiner Eigenschaft als Großmeister des Sanct-Lazarus-Ordens nicht schwer werden. Düclos, der Sohn eines Kaufmanns aus Saint-Malo, war in diese Schule für Geld und gute Worte aufgenommen. Er zeichnete sich bereits aus. Der Abbé Dangeau, ein sehr bejahrter Mann, hegte eine besondere Vorliebe für ihn, ebenso für zwei andere junge Leute, die älter als er waren: den Grafen und den Chevalier von Aydie, Cousins des Grafen von Riom, desselben, den ich im Luxembourg kennen gelernt. Der gute Abbé nahm

seine Schüler oft mit sich, um sie zu bilden, und diese Besuche übten einen entscheidenden Einfluß auf ihr späteres Leben aus.

Vor Allen beschäftigte uns heute Düclos. Er erzählte uns mit Geist seine Postreise von Dinan nach Paris, und wie man ihn „mit den übrigen Packeten" in der rothen Rose in der Straße la Harpe zurückgelassen hatte. Der Freund, dem er empfohlen war, nahm ihn nicht in Empfang, da er erst am folgenden Tage erwartet wurde. Er fand Aufnahme bei guten Leuten, die Mitleid mit ihm hatten und ihn zwei Tage behielten; dann führten sie ihn in die Pension, wo er erwartet ward.

Mit Erstaunen bemerkte ich, daß Düclos für diese Leute durchaus keine Dankbarkeit an den Tag legte; er lachte über seinen Appetit an ihrem Tische und über ihre Verlegenheit. Er besaß durchaus kein Herz, Alles war frostig und trocken in diesem Alter. Wie es scheint, werden die Philosophen so geboren, und man muß ihnen deshalb nicht böse sein.

Zweites Kapitel.

Ich kehrte zeitig in mein Zimmer zurück. Ich empfand das Bedürfniß zu schlafen, und ich schlief. Frau von Feriol ließ mich durch ihren Bruder begleiten. Da Alles ordnungsmäßig zuging, konnte mich meine Cousine heute nicht tadeln. Ich ging schnell zu Bett, und ließ die Betrachtungen vor der Thür.

Am folgenden Morgen stand ich früh auf, und machte eine den Umständen angemessene Toilette. In Sceaux herrschte eine andere Eleganz, als im Palais-Royal. Es ließen sich Beide nicht vergleichen.

Die Herzogin von Maine amüsirte sich, und wollte, daß man sich bei ihr amüsire; aber dies geschah, wenn auch nicht mit Maß, wenigstens doch mit Distinction. Den geistigen Vergnügungen gab sie den Vorzug, sie hegte und pflegte sie vor allen andern. Seit dem Tode des Königs hatte sie ihren Hof vermindert; er war indeß immer noch zahlreich, und vorzüglich gewählt. Er bildete gewissermaßen einen neutralen Boden, wo man sich amüsirte, ohne sich zu sehr zu compromittiren. Die Frommen fanden wohl ein wenig daran zu makeln, aber man hörte nicht auf sie.

Die große Gunst, in der der Herzog von Maine bei Ludwig XIV. gestanden, hatte ihm eine besondere Sphäre angewiesen; man sah ihm Alles nach. Frau von Maine war weniger gelitten, weniger gerechtfertigt; aber man schonte sie, denn ihr Geist ward gefürchtet. Sie war zwar nicht positiv schlecht, aber sie biß um sich, und hielt die Stücke mit den Zähnen fest.

Ich brannte vor Ungeduld, den Herzog von Maine zu sehen, den Vater Larnage's. Ich hatte für ihn eine entschiedene Schwachheit, von der ich mir keine Rechenschaft geben konnte; sie zog mich mehr nach Sceaux, als alle Vergnügungen, die mich dort erwarteten.

Die Carosse kam um die bestimmte Stunde an. Man hatte einen Mann als Cavalier mitgeschickt, der unter der vorigen Regierung viel von sich reden gemacht, einen Liebhaber der Prinzessin von Conti, der ersten Douairière, und Tochter Ludwig's XIV., die er mit Fräulein von la Vallière erzeugt.

Dieser schöne Clermont, um den sich die Damen in seiner Jugend rissen, hatte den schlechten Geschmack, Demoiselle Chouin, die Geliebte des Dauphin, auszuzeichnen, und dieses dicke und häßliche Mädchen der liebenswürdigsten Prinzessin von der Welt vorzuziehen. Durch das Postgeheimniß fing der König mehrere Briefe des Galans an seine Geliebte auf. Diese Briefe machten Frau von Conti lächerlich, und verscheuchten jeden Zweifel über die Untreue, deren Opfer sie ward. Er ließ die Prinzessin kommen, schalt sie heftig aus, zeigte ihr die Briefe, und

zwang sie, sie ihm laut vorzulesen. Dies war eine stolze Strafe. Hernach verzieh er ihr, exilirte Herrn von Clermont, jagte die Chouin aus dem Hause der Conti, wo sie zu gleicher Zeit Ehrendame und Rivalin war, und Alles trat in das gewohnte Gleis zurück, mit Ausnahme des Herrn Clermont, der die Gelegenheit benutzte, um die Chouin zu entführen, sie erst zu seiner Maitresse und später zu seiner Frau zu machen.

Sie war eine Maintenon im verkleinerten Maßstabe. Trotz ihrer an der Prinzessin begangenen Infamie besaß sie Herz und Geist.

Es giebt Augenblicke unfreiwilliger Verirrung.

Nach dem Tode des Dauphin's zog sie sich mit einer bescheidenen Pension in ein Kloster zurück. Sie empfing Niemanden, mischte sich in Nichts, und starb in der Zurückgezogenheit, völlig unbekannt, und noch zu jung, um zu sterben.

Als ich Herrn Clermont kennen lernte, war er nur noch der Rest eines schönen Mannes; ohne Geist, aber mit einer stolzen Miene, der Emphase eines Mannes, den die Frauen verwöhnt haben, und der sich einbildet, daß er es verdient. Er bewies mir die höchste Artigkeit; trotzdem aber würde ich nicht von ihm gesprochen haben, wenn jener Umstand nicht gewesen, der ihn einst bei Hofe berühmt gemacht, und einen Reflex auf sein ganzes Leben warf.

Wir kamen bei guter Zeit in Sceaux an. Hier war Alles in Bewegung, man bereitete eine große Nacht

vor, ein Divertissement, das lange nicht stattgefunden und in diesem Augenblicke alles Andere verdeckte. Fräulein de Launay empfing mich an dem Wagenschlage; sie reichte mir die Hand, und führte mich zu der Prinzessin, die, in Erwartung des Bessern, Gesellschaft hatte.

Diese Gesellschaft glich durchaus nicht denen bei Hofe. Man sprach und lachte nach Gefallen. Ein Jeder äußerte sich, ohne sich um Rang und Etikette zu kümmern. Es herrschte eine reizende Freiheit, die nie an Ausgelassenheit grenzte. Zunächst sah ich dort den Cardinal Polignac, die Marquise von Lambert, den ersten Präsidenten von Mesmos, Herrn de Saint-Aulaire, Madame Drucillet und viele andere Personen, deren ich mich später erinnern werde.

Da fällt mir Davisart und der Abbé von Vaubrün ein. Mein Gott, wie lange habe ich nicht an diese Leute gedacht!

In einer Ecke des Saales sah ich einen Mann, der sich verbarg, als mein Name ausgesprochen ward. Es war Larnage! Larnage bei dem Herzoge von Maine! Larnage, der vielleicht auf dem Punkte stand, von ihm anerkannt zu werden. Larnage, auf dem Wege zu Glück und Ehren! Mein Gott, warum hatte ich nicht gewartet! Es bedurfte ja nichts weiter, als ein wenig Geduld. Er kam mir sehr schön, sehr gut gekleidet vor, und wie es schien, ward er hoch gehalten, was ihn jedoch nicht verwöhnte. Wenn er mir nur den Anfang des Glücks anvertraut hätte, ich würde das Uebrige erwartet haben!

Frau von Maine sagte mir tausend Schmeicheleien, die ihre Hofleute wiederholten, wie sich das von selbst versteht. Es fehlte nicht viel, so hätte ich mich selbst für ein Wunder von Geist und Schönheit gehalten. Glücklicherweise hatte ich mehr als Eitelkeit, ich hatte Stolz. Ich fing mich nicht in der Schlinge, ich schätzte mich nach meinem Werthe, nicht höher, und ich weiß mir dessen Dank.

Man sprach von der Aufführung einer Comödie, und auf der Stelle ertheilte mir die Prinzessin eine Rolle. Ich wollte mich mit meiner Unfähigkeit entschuldigen. Man antwortete mir, daß man mit Augen, wie ich sie hätte, zu Allem fähig sei.

Nun fragte Frau von Maine Herrn von Clermont, warum er Madame d'Estaing nicht mitgebracht habe.

— Madame d'Estaing ist krank, Madame; sie konnte den Befehlen Eurer Hoheit nicht genügen.

— Madame d'Estaing ist krank! Ist es denn wahr, daß wir Madame d'Estaing nicht sehen werden? Ach mein Gott, das schmerzt, das betrübt mich! Arme Madame d'Estaing! Man lasse sogleich Erkundigungen über sie einziehen! Man bringe sie in einer Sänfte her! Sie soll kommen! Wenn sie leidet, werden wir für sie sorgen; aber sie komme!

— Mein Gott, Madame! antwortete Madame von Charson. Ich glaubte nicht, daß Ew. Hoheit um Madame d'Estaing so besorgt wären!

— Ich? Durchaus nicht. Aber ich würde sehr

glücklich sein, wenn ich mich über Dinge hinwegsetzen könnte, die mich nicht besorgt machen.

Alles brach in Lachen aus.

Die Prinzessin fand es nicht übel.

Die Unterhaltung hatte ihren Fortgang; sie ward mehr und mehr lebhaft und anziehend. Ich fand so viel Vergnügen daran, daß meine Furchtsamkeit schwand, und daß ich mitsprach. Jeder ermuthigte mich. Der Cardinal von Polignac wandte sich zu mir, und ich hatte das Glück, ihm eins von jenen Worten zu entgegnen, die Glück machen. Und dies machte ein großes Glück. Es wies mir sofort meine Stellung an und verschaffte mir eine geistige Reputation, die ich nie wieder verloren habe.

Man sprach von dem Märtyrerthume des heiligen Donis. Da wandte sich plötzlich der Cardinal zu mir und sagte:

— Ist es wohl begreiflich, Madame, daß dieser Heilige seinen Kopf während zwei Lieues in den Händen trug?

— Ah, Monseigneur, antwortete ich, nur der erste Schritt ist ein saurer!

Drittes Kapitel.

Der Cardinal wiederholte diesen Ausspruch der Herzogin, die ihn lobte, ihn ebenfalls wiederholte, ihn wiederholen ließ und zwar so oft, daß er sprüchwörtlich ward, und daß man ihn noch nach Jahren citirte. Am folgenden Tage schrieb Herr Walpole an mich; er hatte davon gehört und wollte die Geschichte näher kennen lernen. Es kam mir sonderbar vor, darüber sprechen zu müssen. Ich glaubte nicht, daß es der Mühe werth sei. Seit jener Zeit hatte ich schon manches Andere gesagt, das besser war, und man dachte nicht mehr daran.

Man nennt das ein Wort zur rechten Zeit gesprochen.

Mein guter Stern hatte mich an einem jener Tage nach Sceaux geführt, die seit dem Tode des Königs selten geworden waren: Frau von Maine gab ein Fest, und dies war fast das letzte vor den Ereignissen, die sie treffen sollten. Ich habe stets angenommen, obgleich man es mir hartnäckig leugnete, daß dieses Fest eine Maske war, um die ernsten Sachen, die später zum Vorscheine kamen, zu verdecken. Die Prinzessin wollte an eine Wiederholung ihrer Vergnügungen glauben machen, um die

ernsten Sachen, die später zum Vorscheine kamen, zu verdecken. Die Prinzessin wollte an eine Wiederholung ihrer Vergnügungen glauben machen, um die Aufmerksamkeit des Regenten abzulenken, der nicht gewohnt war, die Gewissen zu ergründen, und ohne Düboís vom Morgen bis zum Abend betrogen worden wäre.

Sie wiederholte also eine schon gegebene große Soirée, die ich indeß nicht kannte, wohlverstanden, da ich überhaupt Nichts kannte. Sie war also neu für mich. Ich habe nie die Dummheit begangen, meine Bewunderung und mein Vergnügen zu verbergen; die Lobeserhebungen stimmten mich heiter, und Niemand ward dadurch an die Provinz erinnert.

Fräulein Delaunay hatte das Stück oder vielmehr den Canevas zu diesem Feste zusammengestellt. Die Verse waren von Larnage, von meinem theuern Larnage! Ach, ich bedauerte ihn damals aus vollem Herzen. Mir schien, er war auf dem Wege zum Glücke und zur Macht.

Herr von Maine sprach nie mit ihm, aber die Herzogin rief ihn sehr oft und erkundigte sich, ob das Programm fortschreiten, ob Alles gut gehen und ob kein Aufenthalt entstehen würde. Mir schien, daß sie ihn öfter rief, als nöthig war, und ich erblickte darin ein Zeichen ihres Interesses.

Die Frau Herzogin von Maine — man muß sie wohl so nennen, weil sie es war, und weil ich noch oft von ihr sprechen werde — die Frau Herzogin von Maine war, man weiß es, die Enkelin des großen Condé, den

die blinde Liebe Ludwig's XIV. zu seinen Bastarden zu einer Stellung erhob, die seiner Geburt so fern lag. Sie war nicht eben schön (ich spreche von ihrer Jugend, denn zu der Zeit, wo ich sie kennen lernte, zählte sie bereits zweiundvierzig Jahre), sie besaß Grazie, Physiognomie und einen stolzen, gebieterischen Zug um den Mund, der nur zu gut ihren Charakter verrieth. Sie war ungewöhnlich klein, und darüber ärgerte sie sich. Ihre ganze Familie war ebenso. Sie stellte sich, als ob sie darüber lachte, aber der Teufel lachte aus ihr.

Frau von Maine hatte viel Geist, und zwar Geist von allen Arten: mitunter von der besten, öfter aber noch von der gemeinsten Art; sie bediente sich dessen je nach ihren Launen. Viele behaupteten, daß sie verrückt war — sie war es nicht, sie war nur eine außerordentliche Person. Sie wollte Alles wissen, Alles in ihren Bereich ziehen; sie setzte sich nach der Reihe auf alle Throne, sie wollte überall Königin sein, und ihr Hof von Sceaux war souverainer, als der des Königs. Bei ihrem ungemessenen Ehrgeize und der Sucht, sich in Alles zu mischen, war sie nicht gut, aber sie war auch nicht schlecht; sie hat nie ohne Noth schlecht gehandelt, nie, weil es ihr Vergnügen machte. Sie dachte z. B. nicht daran, wenn sie dabei etwas gewinnen konnte. Gegen den Herzog von Orléans hegte sie den schönsten Haß, der sich denken läßt; sie wollte mir das Versprechen abnehmen, daß ich nie mehr in das Palais-Royal gehen sollte. Glücklicherweise erinnerte Herr von Sainte-Aulaire daran, daß mein Mann

meines Credites bedürfe, und daß wir unser Glück machen müßten.

— So gehen Sie denn, da es geschehen muß, antwortete die Prinzessin; aber ich hoffe, daß Sie nicht lange dorthin gehen werden.

Ich habe später begriffen, was sie damit sagen wollte.

Die Nacht brach an.

Man begann das Fest mit der Illumination der Gärten und Wasserpartbien. Ein wirklich magischer Anblick bot sich uns dar. Das Souper ward auf einem Rasenplatze servirt. Die Verkleidung begann damit, daß uns Faunen und Hamadryaden bedienten. Ich benahm mich dabei wie die Andern Ich konnte die Augen nicht aufschlagen, ohne denen Larnage's zu begegnen, der mich anstarrte, als ob er mich verschlingen wollte. Er schien über mein Benehmen erstaunt zu sein, und wagte Nichts, als zu staunen. Es wäre mir lieb gewesen, ich bekenne es, wenn er ein wenig kühner geworden wäre. Ich ermuthigte ihn durch meine kleinen unschuldigen und naiven Mittel. Bei Tische saß er fern von mir. Nach dem Souper begannen die Lustbarkeiten, die erst mit dem Morgen endigten, um den Titel einer „weißen oder großen Nacht" zu rechtfertigen, den man dieser Art von Festen gegeben hatte.

Ich sann auf einen Staatsstreich, und dieser bestand darin, Larnage während der Comödie und der Ausführung des Tanzes neben mir zu haben. Er war so

schüchtern, so furchtsam, daß ich ihn anreden mußte. Ich ging geraden Wegs auf ihn zu. Er erröthete.

— Ach, Madame, warum das? Wollen Sie, daß ich mich zu Ihnen setze, damit mein Unglück sich verdoppele?

— Ist es denn ein Unglück, neben mir zu sitzen und mit mir zu sprechen?

— Es ist ein Glück, Madame, es ist der heißeste Wunsch meines Herzens, es ist mein ehrgeizigster Traum, aber leider!...

— Nun, leider?

— Sie gehören einem Andern an, Sie haben mich vergessen, verlassen, Sie sind für mich verloren, und ich darf mir nicht einmal einen Gedanken erlauben, aus Furcht, Sie zu beleidigen.

Für den Bastard eines Fürsten, für den Secretair eines großen Herrn war diese Aeußerung des armen Larnage sehr einfältig. Es ist wahr, der Fürst und der große Herr waren zwei fromme Personen, aber was lag daran? Er war ja kaum dreiundzwanzig Jahre alt, und mehr brauchte es nicht.

Er begriff mich endlich, setzte sich zu mir, und legte seine Freude und sein Wohlbehagen an den Tag. Die Andern hatten nur Sinn für das Schauspiel, aber Larnage, obgleich er der Dichter war, beschäftigte sich nur mit mir; ich hingegen beschäftigte mich zunächst mit dem Schauspiele, und dann mit ihm, und um gerecht zu sein, mit demselben Vergnügen und derselben Lebhaftigkeit.

Wir sahen zuerst den „guten Geschmack, der sich nach Sceaux geflüchtet und unter den Schutz der Frau von Maine begeben hatte." Er führte die Grazien, die tanzend eine Toilette vorbereiteten, während ihr Gefolge zu einer sanften Musik die Verse von Larnage sang.

Dieses erste Zwischenspiel ward mit einem großen Erfolge aufgeführt, man fand es allgemein köstlich. Ich machte meinem ehemaligen Lehrer ein Compliment — er ward vor Freude fast toll darüber.

In dem zweiten Zwischenspiele waren die Spiele personificirt; sie brachten die Spieltische mit Allem, was zu den verschiedenen Spielen erforderlich ist. Sie sangen und tanzten zu gleicher Zeit, und diese an die Prinzessin gerichteten Schmeicheleien wurden von ihr als eben so wahr wie verständig aufgenommen. Dies Alles ward von den besten Mitgliedern der Oper dargestellt.

Endlich ward das Theater mit Blumen und Kränzen geschmückt wie zu einer Tragödie; aber man wollte nicht etwa eine Tragödie aufführen, sondern ein Stück von Fräulein Delaunay, das sie mit Hülfe Larnage's gefertigt hatte. Mein Gott, was für erschreckliche Verse hatten Beide gemacht! Die Prinzessin selbst spielte eine Rolle, und Jeder spielte die seinige recht hübsch. Der Hof von Sceaux war auf das Theater verpflanzt, und sprach gereimte Prosa statt der gewöhnlichen.

— Diese Verse sind rührend! sagte ich zu Larnage. Ich hatte den Kopf ein wenig verloren.

— Ich dachte an Sie, als ich sie machte! antwortete

er. Ach, Madame, werden Sie denn kein Mitleid mit mir haben, werde ich nie, wie sonst, eine schöne Sternennacht mit Ihnen verplaudern?

— Vielleicht, mein Herr! antwortete ich, gereizt von dem Wunsche, etwas zu empfinden, was ich nicht kannte.

— Und wann, wann?

Ich wollte diese Frage beantworten, aber ein Zwischenfall, den ich nicht voraussetzte, unterbrach mich.

Viertes Kapitel.

Fräulein Delaunay berührte meine Achsel und sagte leise:

— Sie sprechen hier von Liebe, Frau Marquise, und denken nicht an Ihre Nachbarn.

Ich zitterte. Diese Worte riefen mich auf die Erde zurück, denn ich war Larnage auf den Flügeln der Poesie gefolgt, ich weiß nicht, wohin. Erröthend stammelte ich einige Worte.

— O, erschrecken Sie nicht! fügte sie hinzu. Sie sind nicht die Einzige, die so spricht, auch wir Andern sprechen so!

Sie zeigte mir mit der Hand ihren Nachbar, den ich zweimal ansah, ehe ich sie verstand. Dieser Nachbar war der gute Abbé von Chaulieu, der damals älter als achtzig Jahre war. Sie sah meine Ueberraschung und antwortete:

— Sie glauben, daß ich scherze? Fragen Sie ihn.

— Leider, sagte der Abbé, es ist nur zu wahr! Sie verschmäht meine letzte Liebe und meine letzten Verse.

— Wie, sind die Verse von Ihnen, Herr Abbé? Und die Undankbare verschmäht sie?

— Ja, Madame, ja! Ich habe ihr gesagt:

Was danke ich Dir nicht? Denn ohne Dich
Vergingen die letzten Tage mir
In Langsamkeit und Ueberdruß,
Wozu Natur sie unbeugsam verdammt.
Nur Du belebst mit unbekannter Kraft
Das alte Werk, das Nichts mehr schafft.
Du gießest Feuer in mein erstarrtes Herz,
Und weckst die Liebe, meiner Jugend süßen Schmerz.
Nur Dir zu gefallen, von Dir geliebt zu sein,
Ist all' mein Hoffen, mein Wünschen allein.
Der Gedanke an Dich bewegt mir die Brust,
Schafft himmlisches Glück, schafft göttliche Lust!
Mein Glaube an Glück ist für immer dahin,
Bleibt schnöde Dein Herz, bleibt verschlossen Dein Sinn!

Ich besitze jetzt noch diese Verse, von der Hand des Abbé Chaulieu geschrieben. Es sind die letzten, die er gemacht hat. Trotz seiner achtzig Jahre besaß er noch viel Geist.

Der Abbé sprach diese Verse mit einer Gutmüthigkeit und mit einer Ueberzeugung, die mich entzückte. Fräulein Delaunay lachte darüber ohne Spott und Hohn, wie es sich für eine ehrbare und gute Person schickt.

— Ja, ich liebe Madame, fügte der Greis hinzu. Ich bewiese es gern durch mehr, als durch Worte. Es liegen tausend Pistolen zu ihrer Verfügung bereit, aber ich kann sie nicht zur Annahme derselben bewegen.

— Schon zum dritten Male muß ich es Ihnen abschlagen, Abbé. Aus Dankbarkeit für Ihren großmüthigen Antrag rathe ich Ihnen, nicht bei vielen Frauen so



zu verfahren, denn Sie könnten eine finden, die Sie beim Worte hält.

— O, ich weiß, an wen ich mich wende! war die naive Antwort.

Wir brachen in Lachen aus; er begriff nicht warum, und fuhr ruhig fort:

— Sie könnte es auf ihren Putz verwenden; sehen Sie nur, Madame, wie sie gekleidet ist! Ich kann in dieser Beziehung Nichts bei ihr erreichen. Sie kränkt mich... sie hat so einfache Kleider, wie sie keine Person trägt...

— Abbé, ich finde, daß mich Alles schmückt, w mir fehlt.

Hierauf hatte er keine Antwort.

Der Abbé betete sie deshalb um so mehr an that sein Möglichstes, um ihr zu gefallen. Seine Car und sein Haus gehörten mehr dem Fräulein Delaunay als ihm. Er schickte jeden Morgen, um ihre Befehle in Empfang nehmen zu lassen. Sie jagte seine Leute fort, wenn sie ihr nicht mehr gefielen, oder zwang ihn, sie gegen seinen Willen zu behalten. Alles, was von ihr kam, machte ihn glücklich. Es war eine jener Leidenschaften des Alters, die in Monomanie ausarten.

Larnage und ich hätten es diesen Abend gern gesehen, wenn sie ihrer Liebe nachgehangen hätten, ohne uns zu stören. Ich wollte meinem Geliebten über einen sehr wichtigen Punkt Antwort geben, als sie uns unterbrachen. Er brannte vor Begierde, die Unterhaltung wieder aufzu-

nehmen, und unsere Nachbarn erlaubten es nicht. Fräulein Delaunay hatte ihre Gründe. Ich war noch nicht ihre Freundin, und die feine Fliege machte aus mir ein Werkzeug.

— Sie werden doch zwei oder drei Tage in Sceaux bleiben, nicht wahr, Madame? Es werden einige sonderbare Personen hier ankommen, mit denen wir uns zu amüsiren Willens sind. Lehnen Sie es nicht ab, die Frau Herzogin hat mir befohlen, Sie nicht fortzulassen.

Mir war Nichts lieber, als zu bleiben. Ich ließ mich der Form wegen ein wenig bitten, dann willigte ich Larnage dankte mir dafür mit einem Blicke, der Herz heftig klopfen machte. Dies war noch nicht s, und Fräulein Delaunay wollte ihre Rolle zu Ende en.

— Frau von Maine beschäftigt sich in diesem Augenblicke mit einem Aufsatze, den sie in Prozeß-Angelegenheiten der legitimirten Prinzen gegen die Prinzen von Geburt verfassen lassen will. Sie besitzen Geist, und die Frau Herzogin würde sehr erfreut sein, Sie dabei zu Rathe ziehen zu können.

— Mich, mein Fräulein? rief ich, im höchsten Grade erschreckt. Ich weiß nicht einmal, daß dieser Prozeß existirt. Wie kann ich mit Denen darüber sprechen, die ihn kennen?

— Es betrifft nicht gerade den Prozeß, man will die Ansicht gelehrter Leute hören, und auch Sie werden Ihre

Ansicht sagen. Einer derselben kommt morgen, oder vielmehr heute — er ist wirklich ein Gelehrter.

— Mein Fräulein, ich bin nicht gelehrt, entbinden Sie mich...

— Es wird Sie amüsiren.

Alles erschien mir so außerordentlich, daß ich nicht weiter in sie drang. Aber ein Umstand war nicht minder außerordentlich: man kannte meine Beziehungen zu dem Palais-Royal, und doch bewarb man sich um mich. Gewöhnlich ward man deswegen allein schon ausgeschlossen. Ich kümmerte mich nicht um dieses Räthsel, und fragte weiter nicht, damit man mich frei ließe. Fräulein Delaunay entführte wirklich ihren alten Tython, und ich blieb mit Larnage allein. Ein Frösteln durchlief meinen ganzen Körper. Wir schwiegen. Endlich begann eine so leise Stimme, daß ich sie kaum verstehen konnte:

— Wann, Madame, gehen wir, um, wie einst in Dampierre, diese theuern, geliebten Sterne zu betrachten, die so sanft auf uns herniederblicken? Ach, lassen Sie mich vor Ungeduld nicht sterben, ich beschwöre Sie!

Der Himmel war wirklich mit Sternen besäet. Die Lichter des Festes erloschen; die Gäste, des Vergnügens und des Spazierengehens müde, zogen sich in Gruppen zurück, nachdem sie in den herrlichen Schatten umhergeirrt waren.

Ich antwortete nicht, aber ich warf einen Blick nach dem Parke hinüber.

Er verstand mich und ergriff meine Hand. Wie eine Automatin stand ich auf und folgte ihm.

Wir befanden uns unter den jungen Hagebuchen, deren ich noch nicht erwähnt habe. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich meine Hand in der seinigen ließ, daß wir uns gegenseitig ansahen, anstatt die Sterne zu betrachten, daß er bald seinen Arm um mich schlang und mich an sich drückte, ohne daß ich Widerstand leistete. Ich habe viel gesehen, viel empfunden und viel gefühlt in meinem Leben; aber ich erkläre, daß dieses keusche Umarmen, dieses reine Drücken in meiner Erinnerung nicht ihres Gleichen haben. Es war ein Moment wirklicher Seligkeit, ein Herzensdelirium, das die Philosophen verspotten werden, und das alle andern Delirien übersteigt.

Um einen solchen Moment noch einmal herbeizuführen, würde ich mein Leben noch einmal beginnen, trotz der Langweile, die damit verknüpft ist.

Wir waren die Letzten in dem Parke, und kehrten später in unsere Zimmer zurück, als die Andern. Keiner dachte an uns, Keiner sprach von uns in der kleinen Gesellschaft, wo die Leidenschaften sich concentrirten, indem sie sich verbargen. Frau von Maine gab sich ganz ihrem Ehrgeize, ihren Plänen hin; ihr Gemahl seinen unfruchtbaren Wünschen, die Andern vielleicht der Liebe, und wir waren frei, waren glücklich; aber, ich bezeuge es, dieses Glück kostete meinem Ruhme Nichts,

und als ich Larnage beim Frühstück wieder antraf, erröthete ich, indem ich ihn ansah, nicht vor Scham, sondern vor Wonne.

Um diese äußerst glückliche Zeit der Regentschaft gab es nur wenig Frauen meines Alters, die diese Röthe noch kannten.

Fünftes Kapitel.

Habe ich vielleicht schon zu viel von der Frau Herzogin von Maine gesprochen? Wahrhaftig, ich weiß es nicht; ich erinnere mich dessen nicht. Ich habe dieses kleine Mädchen darum befragt; es hat mir geantwortet, daß ich noch viel von der Prinzessin zu erzählen hätte. Aber dieses kleine Wesen besitzt so viel Arglist, daß es mich vielleicht veranlassen will zu faseln, damit man meine achtzig Jahre merke.

Ich will nicht, daß Madame faselt, aber ich möchte, daß sie über diese Herzogin von Maine, über die man so verschieden urtheilt, sich noch weiter auslasse. Sollte sie etwas in ihren Memoiren verschweigen, so ist dies nicht meine Schuld; doch, man beruhige sich, ich werde über ihre Erinnerungen wachen, daß sie Nichts übergeht.

(Anmerkung des Secretairs.)

Die Herzogin von Maine war, obwohl man es von ihr sagte, nicht eben galant. Es ist gewiß, daß sie ihre Liebhaber hatte, vielleicht zwei oder drei. War dies bei den andern Prinzessinnen nicht eben so? Und vorzüglich bei denen, die nach ihr kamen? Man bedenke nur ihre drei Nichten von Condé: Fräulein von Sern,

Fräulein von Charolais und Fräulein von Clermont! Ich schwöre es, daß ich von ihren Heldenthaten nicht reden werde, nicht einmal von denen, deren man sie beschuldigt und wovon Beweise vorliegen, ich liebe das Ausschwatzen nicht, und es würde mir schlecht anstehen, sie zu tadeln.

Man muß es eingestehen, daß die Herzogin von Maine den Cardinal von Polignac am meisten liebte. Er war der Gegenstand ihrer letzten Neigungen, und diese sind bei uns Frauen die stärksten, sie vergrößern sich mit unserm Bedauern; jeder entfliehende Tag nimmt eine Illusion mit sich und vermehrt die Kraft der Gefühle. Man verehrt das, dessen Verlust bevorsteht, man legt den letzten Blumen den größten Glanz, den schönsten Duft bei und sieht ihre Blätter mit einer unbeschreiblichen Melancholie abfallen. Ich habe dies Alles empfunden, und wahrlich, ich weiß nicht warum, denn seit langer Zeit schon habe ich die Nichtigkeit der Neigungen dieser Welt kennen gelernt. Aber man muß doch an etwas hangen.

Einige Schulfüchse und Sudler sind sogar soweit gegangen, daß sie der Herzogin von Maine eine blutschänderische Liebe zu ihrem Bruder, dem Herzoge von Bourbon, beigelegt haben. Diese Leute kennen weder sie noch ihn! Frau von Maine hat nie einen Blick auf einen geistlichen Mann werfen können; sie hat stets das Materielle verachtet, sie hat die Delicatesse bis zum Aeußersten getrieben — Und der Herzog! Großer Gott, man frage nur seine Frau! Sie konnte ihn nicht leiden, und sie



hatte Grund dazu. Beide verbrachten ihr Leben damit, sich zu streiten und anzuklagen, und wahrlich, sie hatten Recht dazu. Die Herzogin braus'te mit dem ganzen Geiste der Mortemart's auf, und der Herzog mit dem Geiste der Ausschweifung. Bei einem Streite sagte sie ihm einst:

— Mein Herr, Sie mögen immerhin schreien, ich kann Prinzen von Geblüt ohne Sie machen, aber ich traue es Ihnen nicht zu, daß Sie es ohne mich vermögen.

Sie hat mehr gethan, als diese Worte zu sprechen, sie hat es durch die That bewiesen.

Kehren wir zur Frau von Maine zurück.

Am Morgen nach dieser großen Nacht stand sie sehr spät auf. Auch wir. Fräulein von Delaunay holte mich aus meinem Zimmer, um mich zur Toilette der Prinzessin zu führen. Sie hatte ihre Absicht dabei. Frau von Maine empfing mich mit dem wohlwollendsten Lächeln; sie bot mir einen Stuhl und fragte mich, ob es mir in Sceaux gefalle und ob ich oft wiederkommen wolle?

Mit Begeisterung antwortete ich ihr, daß es mir hier außerordentlich gefalle, und daß ich stets wiederkommen würde, wenn man mir die Ehre erzeigte, mich zu empfangen.

— Kennen Sie den kleinen Larnage? fragte sie hastig, indem sie ein Corset anlegte.

Ich fuhr erstaunt zusammen und stand auf, um ihr eine Verbeugung zu machen, ohne zu wissen, was ich that.

Sie lächelte und wiederholte die Frage.



— Ja, Madame, antwortete ich nun, ich habe ihn bei der Frau Herzogin von Luynes gesehen.

— Kennen Sie seine Mutter?

— Ja, Madame.

— Und was sagt man, wer sein Vater sei?

— Ich weiß es nicht, Madame.

— Ah, Sie wissen es nicht! Aber man giebt ihm einen Vater, den ich sehr gut kenne. Er leugnete es, als ob mir dies viel Kummer machte. Ich bin nicht die Frau, die sich um solche Kleinigkeiten grämt.

Fräulein Delaunay unterbrach diese Unterhaltung, indem sie meldete, daß man nach ihr gefragt habe, und daß wahrscheinlich der erwartete Gelehrte angekommen sei.

— Entfernen Sie sich nicht, antwortete die Herzogin; man lasse ihn eintreten, ich will ihn empfangen. Bleiben Sie, Madame, vielleicht macht es Ihnen Vergnügen. Diese Gelehrten sind mitunter sehr drollig. Es handelt sich um einen Aufsatz gegen meinen Herrn Vetter. Delaunay, nennen Sie mich nicht.

— Man führte den Gelehrten ein. Mein Gott, was war das für ein Geschöpf! Was für ein Convolut von Latein und Großsprecherei. Er trug große Strümpfe, Schuhe mit Schnallen, einen zerrissenen Rock und einen Hut nach Art der Küchenjungen. Die ganze Erscheinung war zwar nicht elend, aber widerwärtig. Der Gelehrte brüstete sich damit, wie Diogenes mit seiner Tonne.

Unser Mann besah sich das vergoldete Getäfel, die Toilette und die Menge Leute, die dabei Dienste leisteten.

Man merkte ihm an, daß er stolz von der Höhe seiner Größe herabblickte. Er näherte sich der Frau von Maine, grüßte sie auf seine Weise, und schien mehr mit den hebräischen Gebräuchen als mit den unsrigen vertraut zu sein.

— Mademoiselle, sagte er, sie konnten sich, behufs Lösung der Frage, die Sie beschäftigt, an keinen Bessern wenden; die Frau Herzogin von Maine hat bewiesen, daß sie stets mit Scharfsinn ihre Wahl trifft.

— Sie sind sehr gütig, mein Herr!

Er hielt sie für Fräulein Delaunay, oder er stellte sich, als ob er sie dafür hielte.. Der größern Bequemlichkeit wegen ließ man ihn dabei.

— Mein Herr, was halten Sie von dem Herrn Herzoge und von den Gründen, die er gelten macht?

— Mademoiselle, Semiramis hat den Fall vorgesehen, und ihre Gesetze sind sehr genau. Bei Hofe können solche Dinge nicht geschehen.

— Aber, mein Herr, am Hofe der Semiramis gab es keine legitimirten Prinzen.

— Das ist ein arger Irrthum, ein sehr arger Irrthum, Mademoiselle! Semiramis hatte mehre Bastarde.

Wir Alle machten eine Bewegung.

Frau von Maine behielt ihre Fassung.

— Ja, Mademoiselle, sie hatte mehre, und Ninus ebenfalls. Der Ehebruch war zu Babylon in der Mode. Und nun bedenken Sie den Nimrod! Die Prinzen seines Blutes empörten sich über die großen Wohlthaten, mit

denen er die Kinder seiner Liebschaften überhäufte. Sie unternahmen es selbst, sie auszuplündern. Wissen Sie, was Nimrod that, Mademoiselle, wissen Sie es?

— Nein, mein Herr!

— Er ließ den Aufwieglern die Ohren, selbst die Nasen abschneiden. Gewiß, Mademoiselle, ich kann es Ihnen versichern. Und wenn der Herr Regent gerecht ist, so wird er dasselbe Mittel anwenden, um dem Dinge sobald als möglich ein Ende zu machen.

Wir lachten dem guten Manne laut in das Gesicht. Der Gedanke, den Herzog ohne Nase zu sehen, war überaus komisch.

Frau von Maine blieb ernst; sie antwortete mit würdiger Miene:

— Mein Herr, das Mittel wird um so besser sein, da ich nicht weiß, was von dem Gesichte des Herrn Herzogs noch bleibt, wenn man ihm die Nase genommen hat.

— Zu Zeiten der Chaldäer, mein Fräulein, würde man einen solchen Mißbrauch nicht geduldet haben.

— Wie, die Nase des Herrn Herzogs?

— Nein; ich meine die Reclamationen gegen die Willensmeinungen des seligen Königs.

Gegen eine Revolte waren sie unbarmherzig. Ich habe gelesen, daß Smerdis, nicht Smerdis der Magier, sondern ein anderer Smerdis — daß Smerdis auf einem Auge blind geworden, weil er im Gefängnisse so viel geweint hatte.

— Mit einem Auge?

— Er war verurtheilt, jeden Tag nackten Fußes zu dem Grabe seines Onkels zu gehen, dessen Willen er ungehorsam gewesen. Und er ging dorthin, Mademoiselle.

— Dieses Verfahren wäre auch bei uns anzuwenden. Man könnte den Herzog von Orleans und alle Prinzen jeden Morgen zu Fuß nach Saint-Denis schicken; ich würde darum anhalten, diese Prozession sehen zu können. Dabei ließe sich beobachten, ob die Familie Ludwigs XIV. sich mit denselben Gesetzen regieren ließe, wie die Kinder Nimrod's, oder ob wir einige Neuerungen müßten eintreten lassen.

— Ah, Mademoiselle, was sind die modernen Gesetze gegen die erhabenen des Alterthums! Welche Muster finden wir in der wunderbaren Vergangenheit, von der wir nur eine blasse Copie sind!

Nun erhob er sich, und begann eine Abhandlung über die Alten, die ein wahres Convolut von Lateinisch und Griechisch war. Die Prinzessin machte ihr dadurch ein Ende, daß sie den Gelehrten fragte, ob er nicht in die Sorbonne eintreten wolle.

— Ich würde sie gern dorthin schicken, mein Herr, fügte sie hinzu, um Ihnen für das Vergnügen zu danken, das Sie mir heute gemacht haben. Aber unglücklicherweise hängt dies nicht von mir ab. Die Stunde meines Dienstes hat geschlagen — leben Sie wohl!

Dieser Mann, der Bourdin der Aeltere hieß — ich erinnere mich seines Namens — richtete sich hoch empor;

er fühlte sich verletzt, daß man Nichts anderes von ihm gewollt, als ihn nur anhören.

— Ich gehe, Mademoiselle, sagte er; aber wenn Sie mich sollten noch einmal rufen lassen, so zählen Sie nicht auf mich, ich werde nicht kommen.

Er verließ ohne Umstände das Zimmer.

Dies ist das wahre Bild der Gelehrten jenes Jahrhunderts. Molière hat es nicht in Abrede gestellt, er hat ein Meisterstück daraus gemacht.

Sechstes Kapitel.

Diese Unterhaltung war für mich ungemein anlockend, Alles, was man mir sagte, glaubte ich zuversichtlich. Als Fräulein Delaunay mir vorschlug, noch eine gewisse Gräfin, eine Madame Düpuis und einen gewissen Abbé Lecamus zu sehen, die Zaubereien und wunderbare Eröffnungen machen sollten, war ich unendlich erfreut, und willigte rasch ein. Dies erregte in Sceaux eine große Freude, man bediente sich meiner wie eine spanische Wand. Da der Herzog von Orleans mich schätzte, so war ich nicht verdächtig, und ich konnte mich bei dieser Gelegenheit überzeugen, daß man nichts Strafbares that, denn man drang in mich, zu bleiben und allen diesen Scenen beizuwohnen. Dies war sehr gut ausgesonnen, und da ich in meinem Alter wenig Erfahrung hatte, ging ich willig in die Falle.

— Sie werden mit der Delaunay zu Mittag essen, fügte Frau von Maine hinzu; denn sie empfängt und bewirthet diese berühmten Personen. Ich selbst werde bei dem Nachtische verkleidet und unbekannt erscheinen. Wenn sie mich erkennen, lasse ich sie auf der Stelle davonjagen. Der Herr Herzog von Maine ist kein Freund von solchen Kunden, sie sind gut für den Herrn Herzog von Or-

leans, der an den Teufel glaubt, um nur an etwas zu glauben. Sie, die Sie frei und unabhängig sind, werden sich amüsiren.

Den ganzen Vormittag verbrachte ich damit, die geistreiche und unterhaltende Prinzessin anzuhören. Sie sprach von ihrem Fliegenorden und äußerte dabei ihr Bedauern, daß sie jetzt nicht mehr jene schönen Ceremonien, wie früher, habe, um mich als Ritterin aufnehmen zu lassen.

— Aber unser Kummer geht vorüber, und wir werden wieder damit beginnen. Dann, hoffe ich, werden Sie Sceaux in seinem ersten Glanze sehen. Wenn ich meinen Prozeß gewinne, fügte sie hinzu, so werden wir reicher sein, als je; Herr von Maine wird dann keine Sorgen wegen des Vermögens und der Zukunft seiner Kinder mehr haben, und wir amüsiren uns in aller Ruhe.

Obgleich Fräulein Delaunay den Titel der Kammerfrau Ihrer Hoheit führte, so war sie in der That doch etwas mehr. Sie hatte keine andere häusliche Obliegenheiten, als stets zugegen zu sein. Zuweilen aber gebrauchte man sie als Secretair, als Vertraute. Nie zog sie ihrer Herrin die Strümpfe und Schuhe an, nie steckte sie ihr eine Nadel ein. Deshalb sagte auch Frau von Maine:

— Man hält die Delaunay für meine Kammerfrau; aber mein Geist ist ein ergebener Diener des ihrigen.

Dies war nicht wahr, Frau von Maine beherrschte Alles.

Die Stunde kam, unsere Toilette war gemacht, und

man benachrichtigte mich, daß wir in ein Haus von Sceaux zum Mittagsessen gehen würden, zu einer Art von Edelmann, einem Gelehrten, der mit unumstößlichen Argumenten zur Besiegung der Feinde des Hauses Maine ausgerüstet sei.

— In dieser Comödie wird eine verhungerte Gräfin mitspielen, von der ich Ihnen schon gesagt habe; sie hat mit großer Mühe den Edelmann überredet, daß er mir ein Mittagsessen giebt, damit ich ihn anhöre. Er wohnt in der Stadt Sceaux, ist sehr reich, aber geizig; er langweilt mich mit seinen Büchern bis zum Sterben. Ich hoffe indeß, dem Magier Smerdis und der Semiramis auszuweichen. Klagen Sie mich an, wenn Sie wollen; aber ich wollte eine Genossin haben. Was langweilt, wenn man allein ist, amüsirt, wenn man sich in Gesellschaft befindet. Sind Sie nicht meiner Ansicht?

Ich war damit einverstanden und folgte meiner Führerin, sehr geneigt, mich auf diese Art und Weise zu amüsiren; dessenungeachtet aber hatte ich keine Ahnung von dem, was ich sehen sollte.

Man brachte uns in einer Carosse bis an die Thür des Edelmanns, der sich Desprè nannte. Der Weg war ziemlich lang bis zu seinem Schlosse. Bei unsrem Anblicke setzte sich Alles in Bewegung. Die Mägde empfingen uns mit ihren Küchenschürzen, die makellos weiß waren, wie Meubles, die man nicht oft benutzt.

— Man ist hier entweder sehr verschwenderisch, oder sehr geizig! flüsterte ich leise meiner Begleiterin zu.

Diese Köchinnen sehen aus, als ob sie ein mageres Fricassé bereitet hätten.

— Wir werden sehen!

Herr Despré kam uns entgegen; seine Gäste begleiteten ihn. Wir waren wichtige Personen, denn man grüßte uns durch Verbeugen bis zur Erde.

Die Gräfin war außer sich vor Freude, als sie sah, daß der Zeitpunkt des Mittagsessens eintrat. Das Glück darüber machte sie zur Liebenswürdigkeit selbst; sie stellte unsere Stühle zurecht, und nannte uns die anwesenden Personen. Mit einem Worte, jede ihrer Bewegungen sagte:

— Wie danke ich Ihnen dafür, daß ich heute mehr als trockenes Brod essen werde!

Arme Frau! Wie hatte sie sich getäuscht! Sind die alten Magen wie die jungen Herzen? Lassen sie sich durch Chimären betrügen? Genügt der Rauch, um sie zufrieden zu stellen?

Es waren auch Leute aus der andern Welt zugegen: der Abbé Lecamus und die Dame Düpuis, die angekündigte Pythia. Man setzte sich in einen Kreis, und obgleich es nicht kalt war, so rauchten doch einige Holzstücke in dem Kamine. Wir wußten, daß es aus Oekonomie geschah. Das große Zimmer des Erdgeschosses, in dem wir uns befanden, ward nie geöffnet; es war entsetzlich feucht, und ohne diesen Anschein von Feuer würde der Aufenthalt darin unerträglich gewesen sein. Bald sahen wir jedoch, daß das Feuer einen andern Zweck hatte.

Um die Delaunay und mich zu ehren, wies man jeder von uns einen Platz im Winkel des Kamins an; man trennte uns daher zu unserm großen Bedauern. Wir konnten nicht anders als durch die Blicke mit einander sprechen. Und dabei wurden wir noch überwacht, denn man sah uns stets an.

Die Frauen sprachen viel, die Männer lächelten gefällig. Wir glichen zwei Pagoden, und mich wandelte die Lust an, zu lachen.

— Mein Herr, begann endlich die Delaunay, wann wird uns Madame Düpuis ihre Wunder zeigen?

— Beim Dessert, Mademoiselle, das wir an einem eigens dazu vorbereiteten Orte einnehmen werden.

— Ah, rief ich, wahrscheinlich in einer Grotte oder in einer Rasenhütte des Gartens?

— Nein, Madame, es ist ein Ort, den der Blick der Profanen nicht erreicht, und wo die Wunder sich ohne Gefahr zeigen können.

Bei diesen Worten erhob sich Fräulein Delaunay rasch.

— Wie, mein Herr, wir werden die Wunder also nicht in Ihrem Hause sehen?

— In meinem Hause, Demoiselle, aber nicht hier!

— Ich erwarte eine meiner Freundinnen, eine sehr gelehrte Person, die sich gegen zwei Uhr einfinden wird, um die Wunder zu sehen. Wird sie uns finden?

— Sie wird uns finden, gewiß! Wir werden sie erwarten. Erst um elf Uhr bemächtigt sich der Gott

der Zauberin; bis dahin bleibt sie stumm, wie Sie sie sehen.

— Wird sie nicht soupiren?

Despré antwortete mit einem Seufzer:

— Leider wird sie nur zu viel soupiren, Mademoiselle. Die Begeisterung bindet ihr zwar die Zunge, aber nicht die Kinnladen.

Die Düpuis saß wirklich wie ein Götzenbild da, sie bewegte sich nicht, sie sprach nicht.

Alle diese Mumien schwiegen nach dieser Erklärung, und die Unterredung stockte.

Um ihre Fassung zu bewahren, ergriff die Delaunay die Zange und wollte dem Feuer, das dem Erlöschen nahe, Nahrung geben. Sie nahm einen schwarzen Gegenstand, den sie für ein angebranntes Stück Holz hielt, um ihn auf die Kohlen zu legen.

Ein allgemeiner Schrei ließ sich vernehmen. Ich erstickte fast, indem ich das Lachen unterdrückte.

— Barmherzigkeit! Das ist die Chocolaten-Kanne! Was machen Sie, Mademoiselle? Wir werden nun kein Souper haben! rief trostlos die Gräfin.

Ein Knistern in der Asche verrieth, daß Alles verzehrt war. Die ausgeschüttete Chocolate hatte das Feuer verlöscht — die Delaunay hatte alle unsere Hoffnungen vernichtet.

— Mein Herr, sagte sie mit großer Ruhe, wer hätte denken können, daß es nach dem Souper Chocolate giebt?

— Mademoiselle, ist es nicht die schöne Sitte des

Hofes? Ich glaubte, die Leute vom Stande äßen Abends nicht, und wollte sie demgemäß bedienen.

— Ich bin nicht vom Stande, und deshalb esse ich! antwortete meine Begleiterin.

— Und ich bin vom Stande, fuhr die Gräfin fort; aber ich esse zweimal für einmal.

Obgleich das Souper in der Asche lag und das Feuer erloschen war, so schwieg doch die Prophetin, und die andern Gelehrten streckten trostlos die Hände danach aus.

So conspirirte man um jene Zeit.

Siebentes Kapitel.

Nach dem Untergange der Chocolate gerieth die Unterhaltung wieder in's Stocken. Ich fand die Geschichte ein wenig ernsthaft, da mir das Lachen nicht erlaubt war.

Man kündigte das Souper an.

Der Saal, den wir nun betraten, war noch feuchter, da man kein Feuer darin angemacht hatte. Auf dem Tische stand ein Rostbraten, eine Omelette und ein Salat. Für vier Personen wäre diese Mahlzeit hinreichend gewesen, aber es waren fünfzehn anwesend. Ein ungenießbarer Wein war die Würze des Ganzen.

Ich lachte aus vollem Herzen darüber. Uns blieb Nichts, als die Hoffnung, daß sich die Zauberin bald zeigen werde. Die Mahlzeit dauerte nicht lange, da sich nur die Augen befriedigt hatten. Man schickte sich auf die Wunderdinge für den Abend an.

Frau von Maine, bürgerlich gekleidet, und von dem Cardinal begleitet, der das Costüm eines Gerichtsschreibers trug, erwartete uns in dem Vorzimmer. Sie war unter ihrem hohen Kopfputze nicht zu erkennen. Fräulein Delaunay, die ein schlechtes Auge hatte, erkannte sie nur an der Stimme. Die Herzogin gab mir ein freundschaft-

liches Zeichen, wir vereinigten uns zu vier und folgten unserm Wirthe, der mit dem Abbé Lecamus, der Gräfin und einem Abbé von Verac voranging, der aus dem andern Lager zurückgekommen war und im Verdachte des Spionirens stand. Wir hatten einen Weg angetreten, auf dem man sich den Hals brechen konnte.

Zunächst durchschritten wir ein Ballhaus, ein halbverfallenes Gebäude, dessen Decke über unsern Häuptern zusammenzustürzen drohte. Von dort aus gingen wir durch einen Raum, dessen durchsichtiger Fußboden Schwindel erregte; ich drängte mich an meine Begleiterin, die noch weniger wußte als ich, wohin man uns führte, und ihrer Herrin wegen besorgt war.

— Es war unklug, hierher zu gehen, flüsterte sie mir zu. Was könnte die Folge sein, wenn man die Herzogin erkennt?

— Warum denn, Mademoiselle? Sie thut ja nichts Böses. Sie vertheidigt das Gut ihrer Kinder, und deshalb kann man sie nicht tadeln, und wenn das dazu gewählte Mittel noch so außergewöhnlich ist.

Fräulein Delaunay schüttelte den Kopf; sie wußte wohl, daß man ihren Schritt mißbilligen würde. Wir sahen aus, als ob wir zu einem Hexensabbath gingen. Es war mit einem Worte ein schreckliches Abenteuer, wie Don Quixote sagt.

Wir kamen endlich in eine Art Dachkammer, wo uns eine dem Orte entsprechende Gesellschaft erwartete. Ich habe später ähnliche Verzückungen gesehen, von denen

ich am geeigneten Orte reden werde; für diesmal aber war ich nicht daran gewöhnt, und ich sah wirklich mit erschreckten Blicken um mich.

— Aber wo sind wir, Mademoiselle? Diese Leute wollen uns doch nicht erwürgen?

— Wir sind bei einer Hexe. Alle diese Leute haben den Herzog und seine Manöver gekannt; sie wissen viel Dinge, die für Ihre Hoheit von Wichtigkeit sind. Madame Düpuis, die oft inspirirt ist, wird uns seine Geheimnisse offenbaren.

— Wie, alle diese Phantome sind Ihrer Hoheit wichtig und können ihr nützen?

— Diese da nicht, sie sind Zuschauer wie wir; aber die Zauberin und ihre Freunde, die Sie sehen werden. Frau von Maine ist eine Kranke, die sich mit ihren Aerzten nicht begnügt, sie zieht auch noch Leute von Erfahrung zu Rathe.

Ich glaubte Alles, ich war der Wahrheit sehr fern. Man stellte uns die Wände entlang. Dann zündete man zwei rauchende Lampen an, die nur dazu dienten, die Finsterniß noch schrecklicher zu machen. Nun trat ein tiefes Schweigen ein. Die Düpuis erschien in der Mitte des Kreises, setzte sich auf einen krummbeinigen Schemel, machte tausend Drohungen und Verzerrungen, und öffnete den Mund — aber sie brachte keine Sylbe hervor.

— Ah, sagte meine Begleiterin, sie hat nicht getrunken, und darum wird sie nicht reden! Man hat uns zur Strafe hierhergeführt.

Nun begann die Zauberin die Augen zu verdrehen, inarticulirte Töne auszustoßen und jämmerlich zu wimmern. Dann ließ sie den Kopf hangen und schlief ein, oder sah aus, als ob sie schliefe. Die Delaunay ließ mich nicht aus den Augen, und suchte meine Aufmerksamkeit auf ihre Weise zu fesseln. Während dieser Zeit konnte ich Frau von Maine nicht beobachten, die fröhlich mit den falschen Wichten conspirirte, die theils von Spanien geschickt, theils Diener ihres Hauses waren; sie bereiteten den Schlag vor, der später fallen und ihr Nachrichten bringen sollte. Man rechnete darauf, daß ich, das einfältige Ding, erforderlichenfalls wiedererzählen sollte, was ich gesehen hatte; ich war dazu bestimmt, durch mein ernstes und uninteressirtes Zeugniß die Anklagen völlig zu entkräften.

Plötzlich erhob sich die Sybille, als ob sie eine Feder emporgeschnellt hätte; in einem Augenblicke stand sie aufrecht.

— Ich sehe! Ich sehe! Ich sehe! rief sie.

— Vortrefflich! antwortete meine Nachbarin.

Wir Alle richteten unsere Blicke in die Luft, um das zu suchen, was sie sah. Wir entdeckten Nichts, als ein elendes Holzgerüst, das mit gebrannten Ziegeln bedeckt war.

— Ich sehe eine Reihe von Prinzen und Königen, ich sehe wiederhergestellte Schriften, ich sehe einen großen Gesetzgeber, ich sehe den Sohn eines mächtigen Monarchen, großmüthig wie sein Vater!

— Ach, flüsterte mir die Delaunay zu, das ist der Herzog von Maine, der sich mit dem Herrn Herzoge verständigt und ihm seine Fehler verzeiht.

Ich öffnete weit die Augen, aber ich sah Nichts. Ich begriff Nichts von Allem, hatte aber auch keine Lust, zu lachen; ich war übler Laune, denn ich fühlte, daß ich nicht an meinem Platze war, daß in der ganzen Angelegenheit etwas Dunkeles lag. Demoiselle Delaunay beobachtete mich, sie fürchtete, daß ich Argwohn schöpfen möchte, und darum begann sie zu scherzen. Ich hörte nur halb, was sie sagte. Ich suchte das Räthsel zu lösen, aber es gelang mir nicht.

— Mademoiselle, unterbrach ich sie, diese Frau ist weder berauscht, noch begeistert, sie treibt einfach ein Spiel.

— Alle diese Frauen machen es so; es ist ihr Beruf; sie würden außerdem keine dummen Seelen finden, die ihnen glauben.

— Aber ist denn Frau von Maine so leichtgläubig? Warum hat sie uns hierher geschickt?

— Ich habe es Ihnen schon gesagt: sie will diesen Prozeß gewinnen; sie selbst macht einen Aufsatz und sucht Beweise. Man hat ihr die Versicherung gegeben, daß diese Frau in ihrer Begeisterung von dem Herzoge redet. Nun ist die Neugierde wach geworden, und sie wünscht die Frau zu sehen. Das ist Alles. Sie glaubt Ihnen ein Vergnügen zu verschaffen, und hat Sie mit sich ge-

nommen. Wenn Sie Ihre Hoheit näher kennen lernen, werden Sie sich nicht darüber wundern.

Diese Erklärung war sehr natürlich und ich schenkte ihr Glauben. Fräulein Delaunay ließ nun die Funken ihres Geistes verführerisch sprühen; es machte mir Vergnügen, sie zu hören. Die Düpuis beschäftigte mich nicht mehr. Frau von Maine trat uns gleich darauf näher; sie berührte meine Schulter, um mich am Aufstehen zu hindern.

— Sie vergessen, wo wir sind, sagte sie. Man darf mich nicht erkennen. Man hat uns zu einem Schauspiele geführt, das für Narren gut ist. Delaunay, wenn diese Marionetten wiederkommen sollten, empfangen Sie sie nicht. Wahrhaftig, da der Herr Regent sich mit Magie befaßt, sollte sich alle Welt damit befassen. Gehen wir, wenn es Ihnen beliebt.

Wir folgten ihr. Sie schien sich gelangweilt zu haben. Dennoch entschied sie sich zu der Conspiration, die man später die Conspiration des Cellamare nannte, und der Gesandte selbst war eine jener schmutzigen, in Lumpen gehüllten Gestalten, die mir so sehr mißfallen hatten.

Aus diesem Grunde habe ich mich, ohne es zu ahnen, an jenem großen Abenteuer betheiligt, und so kam es, daß ich eine Conspiration entschuldigte, von der ich keine Ahnung hatte.

Wir kamen nach Sceaux zurück, wo wir ein Souper einnahmen.

Am folgenden Morgen früh weckte mich ein Courier der Frau von Parabère. Er brachte mir einen Brief, der folgende Zeilen enthielt:

„Sie sind noch nicht meine Freundin, aber Sie sind gut; ich wende mich mit vollem Vertrauen an Sie. Reisen Sie sogleich ab, zögern Sie nicht einen Augenblick, und kommen Sie in meine Wohnung, ich bedarf Ihrer. Es handelt sich um Leben und Tod. Lassen Sie nicht auf sich warten. In meiner ganzen Umgebung befindet sich keine Frau, von der ich fordern könnte, was ich von Ihnen erwarte. Wenn Sie meiner Bitte nicht genügen, bin ich verloren.“

Achtes Kapitel.

Ich beeilte mich, diesen Brief der Delaunay zu bringen und sie zu bitten, mich bei der Frau Herzogin von Maine zu entschuldigen und bei ihr darum nachzusuchen, daß ich nach Paris zurückkehren dürfe. Ich glaubte ihr Mißfallen zu erregen, aber wie war ich überrascht, als ich erfuhr, daß sie gern einwilligte, daß sie mich vor meiner Abreise nur noch einmal sehen wolle, und daß eine Carosse zu meiner Verfügung stehe, wenn mir dies angenehm sei. Ihre letzten Worte bei meinem Abschiede waren:

— Es freuet mich, Madame, daß Sie Ihren Freunden getreu sind; ich hoffe, Sie so zu finden, wie ich es wünsche, wenn ich zu der Zahl Ihrer Freunde gehören werde.

Nun reis'te ich schnell ab. Denselben Abend kam ich in Paris an und fuhr direct vor die Wohnung der Frau von Parabère. Da man meine Carosse erwartet hatte, ließ man die Thüren öffnen. Eine Vertraute der Frau von Parabère kam hastig die Treppe herab mir entgegen.

— Ach, Madame, die Frau Marquise wird glücklich sein, Sie zu sehen.

— Ist sie zu Hause?

— Ja, Madame, sie ist zu Hause, wenigstens für Sie. Die arme Dame trägt großes Verlangen nach ihren Freundinnen.

Ich dachte daran, daß sie in Ungnade gefallen sein könne; aber nach dem Verhältnisse zwischen der Marquise und dem Regenten konnte ich nicht daran glauben. Unter mancherlei Vermuthungen stieg ich die Treppe hinan. Frau von Parabère kam mir in großer Verwirrung entgegen; sie warf sich weinend in meine Arme, ohne sich um die Diener zu kümmern, die uns ansahen. Dann zog sie mich in ihr Zimmer.

— Was giebt es denn, Madame? fragte ich. Worin kann ich Ihnen nützlich sein? Sie haben mich gerufen, und ich bin gekommen...

— O, Dank, Dank! Lassen Sie mich nur ein wenig zur Besinnung kommen, dann werde ich Ihnen Alles sagen. Ach, und ich bin unschuldig daran!

Es war wirklich eine große Veränderung mit ihr vorgegangen. Ich hätte nie geglaubt, daß sie die Sache so nehmen würde.

Nachdem sie stärkende Tropfen genommen und Salze eingeathmet, war sie anscheinend gestärkt. Dann begann sie:

— Sie erinnern sich des Grafen Horn?

— Vollkommen, Madame. Ich hatte die Ehre, ihn vor einigen Tagen noch bei Ihnen zu sehen.

— Nun, Madame, er ist verhaftet.

— Verhaftet! Warum?

— Er ist eines Mordes angeklagt, ja eines Mordes! Jenes abscheuliche System des Hasses, das Alle wahnsinnig macht, will ihn verderben.

— Hat er denn diesen Mord begangen?

— Nein, er hat ihn nicht begangen, er ist unschuldig. Sie haben ihn gesehen, und können noch daran zweifeln?

— Wenn er unschuldig ist, so muß ihm Gerechtigkeit werden.

— Ihm wird keine Gerechtigkeit werden, Madame; denn zum ersten Male in seinem Leben hat der Regent einen Willen. Er haßt ihn!

— Warum haßt er ihn?

— Weil ich ihn liebe.

Hierauf hatte ich keine Antwort, und dies war wohl natürlich.

— Vor drei Tagen kam der Graf von Horn zu mir, und blieb eine ziemlich lange Zeit. In einer Anwandlung von Exaltation warf er sich vor meinen Füßen nieder — da trat der Regent ein. Er ward roth vor Zorn und zeigte dem jungen Manne die Thür, indem er rief:

— Gehen Sie hinaus, mein Herr!

— Unsere Ahnen würden gesagt haben: Gehen wir! antwortete der Graf von Horn, indem er ihn stolz ansah.

Nun folgte eine Scene, die fast den ganzen Tag spielte. Ich habe den Fürsten gemißhandelt, ich habe

ihm Wahrheiten gesagt, die er nie vergessen wird. Wüthend ging er fort, und ich habe ihn nicht wiedergesehen.

Bis dahin begriff ich nicht viel von der Sache.

Sie fuhr fort:

— Gestern Morgen kündigt man mir einen Gefreiten der französischen Garde an, der mir selbst einen Brief zu übergeben wünsche. Hier ist der Brief!

Ich las:

„Schöne und angebetete Marquise!

„Meine einzige Hoffnung beruht auf Ihnen; ich bin verloren, wenn Sie mir nicht zu Hülfe kommen. In Folge jener schrecklichen Scene bei Ihnen hat mich ein Unglücklicher fortgeschleppt und mich eines Mordes schuldig gemacht."

— Aber, Madame, fügte ich hinzu, Sie sehen ja, daß er bekennt.

— O, es ist kein Mord; lesen Sie nur weiter!

„Ich habe einen Menschen getödtet, der mich beleidigt hatte; einen Menschen ohne Vertheidigung. Er war ein Elender, ein Dieb, gegen den ich mich nur schützte. Bewirken Sie meine Entlassung aus dem Gefängnisse, sonst kann ich Sie nicht sehen, und ich muß Sie sehen, da es zu meinem Leben nothwendig ist."

— Nun, fragte ich, was haben Sie gethan?

— Mein Gott, ich habe gewartet! Da ich wegen der stattgehabten Scene nicht wagen konnte, mich direct

an den Regenten zu wenden, habe ich die Antwort auf einen Brief abgewartet, den ich an Dübois geschrieben. Damals hielt ich die Sache nicht für so ernst, ich glaubte, die Gefangenschaft würde nur sehr kurz sein. Die Criminalkammer hat Rücksichten zu nehmen, bevor sie sich in diese Angelegenheiten mischt. Nach meiner Ansicht gehörte ein fremder souveräner Prinz vor das Forum des Hofes. Die Antwort Dübois' nahm mir diesen Irrthum. Die Sache war ernst, es handelte sich um einen Mord, und anstatt den Grafen zu entlassen, macht man ihm den Proceß. Bestürzt eilte ich zu dem Regenten; er ließ mich nicht vor. Ich schrieb an ihn — er antwortete mir nicht. Ich wandte Alles an — Nichts hatte einen Erfolg. Nun sah ich die Gefahr, ich fühlte das Bedürfniß nach einer Freundin, ich dachte an Sie, und schrieb an Sie. Sie sind gekommen, und ich bin überzeugt, daß Sie mir beistehen.

— Was kann ich thun?

— Wir gehen zusammen zu dem Regenten; Sie wird er empfangen.

— Er kennt mich ja kaum.

— Er kennt Sie genug, um Sie schön zu finden, und dies genügt.

— Haben Sie schon versucht, heute zu ihm zu gelangen?

— Er ist diesen Morgen schon nach Saint-Cloud gegangen, und noch nicht wieder zurückgekehrt. Sobald

er eintrifft, erhalte ich Nachricht. Sie werden mit mir gehen, nicht wahr?

Wenn Herr Walpole mich beschuldigt, daß ich romantisch gesinnt sei, so hat er, was meine Jugend anbetrifft, nicht ganz unrecht, denn seit langer Zeit schon bin ich davon geheilt, und es ist von dieser romantischen Gesinnung keine Spur geblieben. In jener Zeit aber war ich es, und daß ich mich in eine solche Angelegenheit mischen konnte, machte mich glücklich. Ich gab der Marquise die Versicherung, daß ich sie nicht verlassen würde. Sie antwortete mir, daß man mir ein Zimmer vorbereiten solle. Ich versuchte es, ihr Trost und Hoffnung zu geben; sie aber schüttelte den Kopf und antwortete:

— Sie wissen noch nicht Alles!

— Er wird nicht sterben, wir retten ihn!

— Wir retten ihn nicht, er wird sterben; ich weiß es!

— Martern Sie sich nicht mit solchen Chimären, Madame!

— Es sind keine Chimären, es ist die Wirklichkeit. Alle Diejenigen, die mich liebten, und denen ich erlaubt habe, mich zu lieben, sind eines gewaltsamen Todes gestorben. Ich bringe nur Unglück.

Ich gab meinen Unglauben zu erkennen.

— Wollen Sie das Verzeichniß und den Beweis? Hören Sie mich an:

Der Abbé von Montmorency ward an meiner Thür ermordet.

Der Vicomte von Jonsac stürzte sich aus dem Fenster.

Die beiden Brüder von Secheval wurden meinetwegen im Duelle getödtet.

Der Chevalier von Breteuil fiel meinetwegen in einem Duelle.

Der junge von Blesne, erster Page von Madame, ward in einem Fiacre ermordet, während er bei einem Balle in der Oper vor der Thür auf mich wartete.

Der Abbé von Gisors vergiftete sich

Herr von Gernay ward verrückt und erdrosselte sich mit seinen eigenen Haaren.

Der Chevalier von Vieuville, mein Cousin, sprengte sich mit seinem Schiffe in die Luft.

Sie sehen, die Liste ist lang, und die Namen, die sie enthält, sind berühmt. Auch der Graf von Horn wird einen Platz darauf erhalten. Aber auch der Tag Philipp's von Orleans wird kommen, so steht es da oben geschrieben!

Noch schwebt mir der Gesichtsausdruck der Marquise vor, mit dem sie diese Worte sprach. Noch sehe ich diesen Schrecken, diese Ueberzeugung, die sich so tief in ihren Zügen ausprägten. Ich hatte Furcht, wie sie; aber ich versuchte ihr zu antworten und diese Bilder zu verscheuchen. Da trat eine Kammerfrau ein und meldete:

— Der Herr Regent ist zurückgekehrt; er erwartet die Frau Marquise.

Neuntes Kapitel.

Ich hatte versprochen, Frau von Parabère zu begleiten, und außerdem, ich muß es gestehen, empfand ich selbst eine große Lust dazu. Ich ließ mich also nicht bitten, ihr zu folgen. Cauche, der Vertraute im Palais-Royal, meldete uns an. Der Fürst ließ uns unmittelbar darauf eintreten. Ich las auf seinem Gesichte die Ueberraschung, die er bei meinem Anblicke empfand. Dessenungeachtet empfing er mich freundlich, und bat mich sehr artig, daß ich mich setzen möge.

— Gnädiger Herr, sagte die Marquise heftig, der Graf von Horn befindet sich in der Conciergerie.

— Ich weiß es; er hat in der Straße Quincampoix einen Menschen ermordet.

— Sagen Sie vielmehr, daß er eine ihm zugefügte Beleidigung gerächt hat.

— Sie sind schlecht unterrichtet, Madame; er hat einen Wucherer, der große Summen bei sich trug, ermordet und „bestohlen". Ein piemontesischer Abenteurer, der sich Chevalier von Milhn nennt und der Bruder eines Stallmeisters der Prinzessin von Carignan ist, hat ihm geholfen.

— Mein Herr, das ist nicht wahr! Sie wissen es, und doch wiederholen Sie es. Das ist abscheulich!

— Ich sage die Wahrheit.

— Es ist nicht die Wahrheit. Hören Sie die Wahrheit: Der Graf von Horn hatte einem Juden viel Geld anvertraut. Um dieses Geld zurückzufordern, suchte er den Juden in einem Wirthshause auf, das er zu besuchen pflegte. Der Jude weigerte sich, es zurückzugeben. Herr von Horn, sehr heftig, überschüttete ihn mit Beleidigungen, und dieser Elende hat Hand an ihn gelegt. Da, mein Herr, hat er gethan, was jeder gute Edelmann gethan haben würde, was Sie selbst gethan haben würden — er hat ihm den Degen durch den Leib gestoßen.

— Ihr Bericht ist eine Fabel.

— Wie?

— Ich habe den officiellen Bericht, der Graf hat gestanden, und das Portefeuille ist bei seinem Genossen vorgefunden. Hundert Zeugen haben es dargethan.

— Was beabsichtigen Sie zu thun?

— Die Sache wird ihren Gang gehen. Das Parlament entscheidet. Man ermordet die Unterthanen des Königs nicht ungestraft.

— Wie, einer Ihrer Verwandten? Ein Fremder? Ein Prinz? Sie wissen, daß er nicht bei vollem Verstande ist, daß die Narrheit in der Familie fast erblich geworden.

— Ich habe ihn nur für vernarrt in Sie gehalten,

Madame, und dies ist eine Narrheit, die wir Alle mit ihm theilen.

— Mein Herr, Sie stehen im Begriffe, eine schlechte Handlung zu begehen, eine Unwürdigkeit gegen sich selbst. Ueberlegen Sie wohl!

— Sie sind für meinen Ruhm sehr besorgt, Madame!

— Und wenn nun diese Verleumdungen Glauben finden, wenn die Richter ihn für schuldig erklären?

— So werden sie ihn verurtheilen.

— Und... wozu?

— Ohne Zweifel zum Tode!

Die Marquise stieß einen Schrei aus.

Ich zitterte am ganzen Körper.

— Zum Tode! O dieser unglückliche junge Mann! Dieser Unsinnige, der fast noch ein Kind ist! Ach, Sie werden ihn nicht sterben lassen, Sie werden ihn begnadigen!

— Der König kann es.

— Und Sie sind der König. Nun bin ich ruhig.

— Aber ich müßte mich rächen. Ihr beharrliches Bitten verräth, daß Sie ihn lieben.

— Und wenn ich ihn nun liebte? rief sie heftig. Wäre dies nicht für Sie ein Grund mehr, mein gnädigster Herr, ihm Gerechtigkeit angedeihen zu lassen? Ein so großer Fürst wie Sie, rächt sich nicht durch einen Verrath. Sie fürchten sich, Blut zu vergießen — Sie werden nicht wollen, daß das seinige vergossen werde.

In diesem Augenblicke kündigte man den Herzog von Saint-Simon an.

— Ah, rief die Marquise, indem sie ihm entgegenlief, da kommt mir eine Hülfe!

Herr von Saint-Simon grüßte ernst, denn er war der Ernst, die Wichtigkeit und die Arglist in Person. Er glich seinen Memoiren, die wir gelesen haben, und die eine der schönsten Schriften über jenes Jahrhundert sind. Ueberaus streng in seinen Sitten, hatte er für Nichts Nachsicht, und am wenigsten für die Galanterie. Alle Maitressen des Regenten haßten ihn, und es bedurfte des ganzen Ernstes der obwaltenden Verhältnisse, um Frau von Parabère abzuhalten, daß sie ihm Verachtung für Verachtung zurückgab.

— Sie kommen wegen des Grafen Horn, sagte sie... nicht wahr, mein Herr?

— Diese unglückliche Geschichte führt mich wirklich hierher, Madame. Bevor ich nach der Festung abgehe, wie um diese Zeit meine Gewohnheit ist, komme ich, um von dem Herrn Regenten Abschied zu nehmen und ihn an das verwandtschaftliche Band zu erinnern, das Madame und das Haus Horn verbindet.

— Ich weiß das.

— Sie werden nicht zugeben, mein Herr, daß der Graf von Horn entehrt werde; Sie werden mir Ihr Wort geben, daß weder die Bitten Ihrer Vertrauten, noch sonst eine persönliche Rücksicht Sie veranlassen, die Augen über dem zu schließen, was vorgehen muß. Ich werde nicht ruhig abreisen können, wenn ich nicht Ihr Ehrenwort mit mir nehme. Bedenken Sie, daß die Strafe

dieses jungen Mannes die Wappen aller Häuser von Europa befleckt, und das Ihrige zunächst.

— Wir sind soweit noch nicht.

— Das Parlament hält seine Schlußsitzung, und es ist im Stande, bis zum Rade zu gehen.

— Bis zum Rade! der Graf Horn auf dem Rade! Wenn der Herr Regent diese Abscheulichkeit duldet, so müssen ihn alle Fürsten ächten!

Die Lippen des Regenten umspielte ein bitteres Lächeln.

— Ich bin erfreut, zu sehen, wie Sie Ihre Freunde vertheidigen, Madame, sagte er. Und Sie, mein Herr, reisen Sie ruhig ab; Ihr Protegé hat gute Advokaten, Sie sehen es ja. Wird seine Unschuld dargethan, so werden wir uns Alle dazu Glück wünschen. Soupiren Sie nicht mit uns, Marquise? Und Sie, Madame, wollen Sie nicht unser Gast sein?

Diese Einladung ward in einem Tone gesprochen, daß sie mehr einer Entlassung glich. Frau von Parabère hatte keine Lust, sie anzunehmen, und ich noch viel weniger. Wir verbeugten uns, oder richtig gesagt, ich verbeugte mich, und dann gingen wir. In ihrer Wohnung angekommen, rief sie eine bretagnische Frau, die in ihren Diensten stand. Diese Frau hing mit einer Liebe an ihr, daß sie sich für ihre Herrin hätte hängen lassen.

— Hier sind fünfundzwanzig Louisd'or, sagte sie; gehen Sie zu dem Schließer der Conciergerie, und geben Sie ihm das Geld, damit er dem Grafen von Horn ein Billet einhändige.

In diesem Briefe beruhigte sie den Gefangenen und kündigte ihm an, daß der Regent ihr sein Wort gegeben habe, und daß ihm nichts Böses widerfahren solle.

Auf diesen Brief antwortete der Unbesonnene: ihm sei Alles gleich, er verlange Nichts von ihr, und liebe sie nicht mehr, weil sie seine Verzeihung von einem Andern erbeten habe.

Die Verliebten sind die thörichtsten Menschen, die es auf der Welt giebt.

Dieser unglückliche Prozeß ward vor dem Parlamente fortgesetzt; man wandte alle nur möglichen Mittel an; der Adel empörte sich, denn man konnte den Gedanken seiner Verurtheilung nicht ertragen. Der Graf gestand den Mord ein und vertheidigte sich wie ein Mörder, während der Chevalier Milhn im Gegentheil darauf beharrte, daß sie gemeinschaftlich den Juden getödtet, nachdem sie ihm hinterlistig aufgelauert, und daß sie den Inhalt des Portefeuilles unter sich getheilt hätten.

Dies Alles, mit Hülfe geheimer Einflüsse — Gott möge es dem Regenten wie seinen würdigen Rathgebern verzeihen — machte auf die Richter einen übeln Eindruck. Nach vielen Debatten und endlosen Berathungen ward der Graf Anton von Horn des Diebstahls und des Mordes für schuldig erkannt und zur Todesstrafe durch das Rad verurtheilt.

Ein Schrei der tiefsten Indignation durchzuckte ganz Paris. Die großen Häuser von Frankreich, die Eltern und Verwandten des Angeklagten waren zuvor in dem

Justizpalaste gewesen, um die Richter zu begrüßen. Als das Urtheil gesprochen war, hatten sie eine neue Zusammenkunft gehalten. Man fertigte eine neue Bittschrift an, die von aller Welt, von Männern und Frauen unterzeichnet, und dem Regenten officiell in seinem Palais-Royal überreicht ward.

Am Morgen dieses Tages hatten der Fürst und die Marquise eine stürmische Unterredung. Sie hatte ihm ein neues Versprechen entrissen: das Leben des Grafen sollte unter der Bedingung verschont bleiben, daß er dem Regenten niemals wieder unter die Augen käme, daß er weder direct noch indirect in eine Beziehung zu ihm träte. Während des Tages blieb der Cardinal mehrere Stunden bei seinem Zögling, wo sein Meister, als die Deputation erschien, ihn kalt und unbeweglich fand. Trotz aller Bitten war die Verzeihung für den Grafen nicht zu erhalten.

— Der Graf von Horn ist wahnsinnig, sagte Herr von Crequy.

— Dann ist er ein gefährlicher Wahnsinniger, mein Herr, dessen sich die Welt bei Gelegenheit entledigen muß.

— Aber die Schmach, mein gnädigster Herr, die Schmach für alle unsere Familien!

— Ich theile sie mit Ihnen, meine Herren.

— Er hat die Ehre, mit Ew. Hoheit von einem und demselben Geblüt zu sein; Madame ist mit dem Hause Horn nahe verwandt.

— Wenn ich schlechtes Blut habe, so lasse ich es

mir ab. Mir steht nur das Recht zu, über die Todesart zu entscheiden. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß er nicht auf den Greveplatz gehen wird. Es soll im Hofe der Conciergerie ein Schaffot erbauet werden — wenn man ihn dort enthauptet, bleibt uns die Schande seiner Strafe erspart. Der Befehl zur Milderung der Strafe soll morgen an den Generalprocurator abgehen, ich verspreche es Ihnen.

Zehntes Kapitel.

Nocé, der der Frau von Parabère zugethan war, benachrichtigte sie von dem, was sich ereignet hatte.

— Dübois und Law, die für ihr hündisches System fürchten, sorgen dafür, daß der Regent sich nicht erweichen läßt. Ihr beharrliches Dringen, verbunden mit seinen geheimen Beweggründen, werden ihm eine ungewöhnliche Festigkeit geben, fügte er hinzu. Der Graf muß sterben. Ihnen bleibt nur ein Mittel, und ich an Ihrer Stelle würde es anwenden. Lassen Sie den Grafen entfliehen.

Dieser Rathschlag war vielleicht der beste; aber man hätte früher daran denken müssen. Wer konnte indeß voraussehen, was kommen würde? Ich blieb bei der Marquise und verließ sie nur selten. Die arme Frau jammerte mich, ich vergaß darüber Larnage und seine gestirnten Nächte. Sie schlug mir vor, ich möge sie in die Conciergerie begleiten, denn sie selbst mußte dahin gehen, um den Schließer durch ihre unwiderstehliche Schönheit und durch ihre Thränen zu verleiten. Ich konnte es ihr nicht abschlagen, da ich noch nicht so alt war, um klug zu handeln. Wir verkleideten uns, füllten

unsere Taschen mit Gold, und suchten vor einem Spielhause einen Fiacre auf. Die Bretagnerin, die den Schließer schon kannte, begleitete uns Der Kutscher sagte uns Dummheiten, denn er hielt uns für Nachtläuferinnen.

Um ihn zu beruhigen und uns Respect zu verschaffen, wollte ihm Frau von Parabère einen Louisd'or geben; die Kammerfrau war so verständig, sie daran zu hindern, denn er würde uns vielleicht ermordet haben, wenn er gesehen hätte, daß wir so wohl versorgt waren. Ich verhehlte mir die Gefahr nicht, sie war in jeder Beziehung groß: wären wir erkannt, so würden wir dem Grafen Unrecht gethan haben, denn die Eifersucht des Regenten hätte uns diesen tollen Streich nicht verziehen. Wie in aller Welt war er zu dieser Eifersucht gekommen, er, der nie eifersüchtig gewesen? Der Mann ist doch ein bizarres Geschöpf!

Der Schließer empfing uns in einem kleinen, finstern Zimmer, das von einem rauchenden Lichte erhellt ward. Eine Nässe fiel auf unsern Rücken wie ein eisiger Mantel.

Ich zitterte am ganzen Körper.

Frau von Parabère befand sich in einem fieberhaften Zustande.

Der Schließer ließ sie ihre Anrede nicht vollenden, wenn das, was sie sprach, eine Anrede war; mit geschlossenen Augen wies er das Gold zurück, das sie ihm

handvoll zeigte. Der gute Mann hatte große Lust, es anzunehmen, aber die Unmöglichkeit hinderte ihn daran.

— Das Gefängniß ist rings von einer starken Wache besetzt, Madame. Man lauscht und beobachtet dergestalt, daß ich nicht allein in eine Zelle zu gehen wage. Ich habe tausend Kunstgriffe anwenden müssen, um dem Gefangenen Ihren Brief zu übergeben und seine Antwort in Empfang zu nehmen. Glauben Sie mir, Madame, ich kann nicht einmal den Versuch wagen.

Frau von Parabère brach in Thränen aus. Auf einer schlechten Holzbank sitzend und mit groben Kleidern bekleidet, war sie schöner als je. Ihre Thränen glichen Perlen. Der Schließer ward davon gerührt.

— Madame, sagte er, glauben Sie mir: Sie thun besser, wenn Sie dieses Geld dem Henker von Paris geben, damit er den armen Grafen nicht so lange leiden läßt. Ich fürchte, Sie können in dieser Welt Nichts mehr für ihn thun — die Gebete sind für die andere Welt.

Die Marquise schluchzte laut.

— Mein Herr, mein Herr, rief sie, lassen Sie mich ihn wenigstens zum letzten Male sehen! Nehmen Sie mein Gold, nehmen Sie Alles, was Sie wollen!

— Mit der Erlaubniß des Herrn Regenten, oder des Herrn Generalprocurators, ja; anders ist es mir unmöglich.

— Mein Gott, er wird sterben, indem er mich anklagt!

— Schreiben Sie ihm, setzen Sie ihm die Sache aus einander, wie sie ist — er wird es begreiflich finden.

— Nein, er liebt mich zu sehr, er wird Nichts davon begreifen!

Ich bot ihr Feder und Dinte. Sie schrieb einige kaum leserliche Zeilen, ihre Thränen benetzten das Papier. Der Schließer trieb uns zur Eile an, er mußte sich entfernen, um eine Runde zu machen. Andernfalls hätten wir uns compromittirt. Es war wirklich Zeit. Bevor wir unsern Fiacre erreichten, wurden wir durch eine Nachtwache aufgehalten, die ein Officier vorbeiführte.

Das unglückliche Geschöpf befand sich in einem solchen Zustande, daß ich es nicht verlassen konnte. Ich ließ mir in dem Zimmer der Marquise ein Bett zurecht machen. Erschöpft von krampfhaftem Schluchzen und Weinen schlief sie gegen Morgen ein. Auch ich bedurfte des Schlafes, ich bekenne es — ich schlief mit ihr ein.

Gegen neun Uhr stürzte die Bretagnerin in das Zimmer; sie sank vor ihrer Herrin auf die Knie, und stieß ein gräßliches Geschrei aus.

— Was giebt es? Was giebt es denn? fragten wir erschreckt.

— Ach, Madame, es ist gräßlich!

— So rede!

— Der Herr Graf von Horn...

— Um Gottes willen!

— Man hat ihn auf das Rad geschleppt!

— Auf das Rad? Großer Gott!

— Ja, auf das Rad! Ich komme von dem Greve-platze, ich habe ihn gesehen, ich habe sein Gesicht und seine Glieder gesehen! Ach, wie er leidet!

Die Marquise stieß einen Schrei aus, den ich jetzt noch höre. Sie sprang aus dem Bette, öffnete alle ihre Schränke und zog daraus hervor, was ihr in die Hand fiel.

— Geh', schnell, geh', er leidet! Ich erinnere mich des Rathes, den jener Mann mir gestern gab. Er kannte ohne Zweifel diese abscheuliche Treulosigkeit. O mein Gott, und ich schlief! Ach, ich bin feig! Trage Alles zu dem Henker, daß er den Todeskampf endige — ich beschwöre Dich! Nimm meine Carosse, nimm Alles, was Du willst, aber beeile ich! Ich werde zu dem Regenten gehen, und...

— Madame, bedenken Sie...

— Was soll ich bedenken, Madame? Ich kann nur an Den denken, der stirbt, und an Den, der ihn getödtet hat. Einen Trauerschleier — gleichviel, was es ist — ich will Nichts, wenn man Nichts findet! Ich gehe!

Halb angekleidet, mit fliegenden Haaren, und mit herabhängenden Strümpfen eilte sie der Treppe zu und verschwand in einem Augenblicke. Im Hofe traf sie den Wagen eines ihrer Pächter, der gekommen war, um mit ihrem Intendanten zu verhandeln. Sie sprang in diesen Wagen, und ließ sich nach dem Palais-Royal fahren.

Man verweigerte ihr den Zutritt zu dem Regenten, da die Thür geschlossen war. Sie klopfte so heftig an, und warf den Zimmer-Huissier, der ihr den Weg vertrat, so gewaltig zurück, daß sie endlich Eintritt erlangte.

Der Abbé Düboìs arbeitete mit dem Regenten.

— Gehen Sie hinaus, mein Herr! sagte sie zu ihm, wie zu einem Laquais.

— Ich erwarte den Befehl des gnädigen Herrn, Madame!

— Befehlen Sie diesem Menschen, daß er hinausgeht, mein Herr, oder ich öffne die Fenster dieses Zimmers und rufe von dem Balcon hinab, was hier vorgeht und was der Regent von Frankreich eigentlich ist.

— Ich verlasse Sie, mein gnädigster Herr, denn die Scene wird stürmisch! flüsterte leise der Cardinal.

Der Regent runzelte die Stirn. Er wäre lieber gegangen, als sein Minister. Bis so weit erstreckte sich seine Festigkeit nicht.

— Mein Herr, fuhr heftig die Marquise fort, glauben Sie, daß ein Fürst nicht dieselben Pflichten zu erfüllen hat, wie ein Edelmann?

— Was wollen Sie sagen, Madame?

— Ich will sagen, daß ein Edelmann sein Wort nicht bricht, ohne sich zu entehren, und Sie, Philipp von Orleans, erster Prinz von Geblüt und Regent des Königreichs, Sie haben zweimal Ihr Wort gebrochen!

— Madame!

— Sie sind ein Feiger, ein Elender, mein Herr!

Als mir die Marquise diese Scene erzählte, überlief ein kalter Schauder meine Haut.

Der Zorn stieg in dem Regenten auf, aber er mäßigte sich, denn er fühlte sich schuldig.

— Mäßigen Sie Ihre Worte, Madame! sagte er verweisend.

— Nein, ich werde mich nicht mäßigen, und Sie werden mich hören. Sie haben Ihr Wort gebrochen, das Sie mir gegeben, und obgleich ich nur eine Frau bin, so ist dies ein Meineid! Sie haben Ihr Wort gebrochen, das Sie dem Adel gegeben; weder der Adel noch ich werden es vergessen. Sie haben einen Unschuldigen getödtet, Sie haben seine Familie und die Ihrige entehrt, Sie haben sich im Kothe gewälzt!

— Madame, haben Sie nicht auch das Ihrige gebrochen? Hatten Sie nicht versprochen, jede Verbindung mit dem Gefangenen abzubrechen? Haben Sie ihm nicht geschrieben? Hier sind Ihre Briefe! Haben Sie nicht versucht, ihn entfliehen zu lassen? Ich habe auf Ihren Meineid durch einen andern geantwortet. Vielleicht habe ich Unrecht, aber Sie theilen dieses Unrecht. Ohne Sie hätte ich ihn gerettet; ohne Sie, und ohne die Beweise, die man mir diese Nacht gebracht und die mir den Befehl, den ich bedauere erlassen zu haben, entrissen, hätte er diese Strafe nicht erlitten. Es ist zu spät!

— Mein Herr! Mein Herr! rief die Marquise, außer sich vor Wuth. Es ist nicht zu spät, Sie können ihn noch retten, und Sie werden ihn retten!

Man klopfte an die Thür. Auf den Befehl des Regenten, der erfreut war, daß diese Scene unterbrochen wurde, trat ein Palast-Officier ein.

Elftes Kapitel.

— Was giebt es, mein Herr? fragte der Fürst.

— Gnädigster Herr, der Polizeilieutenant läßt Ew. Hoheit melden, daß alle die Personen, die sich beehrten, Ihnen ein Bittschreiben zu überreichen, auf dem Greveplatze in großer Trauer und schwarz behangenen Wagen angekommen sind, daß sie schweigend der Hinrichtung des Grafen von Horn beiwohnten, und nun erwarten, man löse seinen Körper vom Rade, damit sie ihn mit sich nehmen und ihm die letzte Ehre erweisen können. Was befiehlt mein gnädigster Herr?

— Ist der Graf todt?

— Ja, gnädigster Herr. Bevor man ihn neben den Chevalier Milhn auf das Rad flocht, hat er die Tortur erlitten.

Als Frau von Parabère diese Worte hörte, sank sie halbtodt auf ein Sopha, und stieß ein klagendes Gewimmer aus, ohne sich um den Officier zu kümmern.

— Man gebe seinen Körper den Verwandten, sie mögen damit machen, was sie wollen.

Die Marquise sank in sich zusammen und bedeckte das Gesicht mit ihren langen Haaren.

Als der Officier sich entfernt hatte, sah sie um sich. Ihre Züge waren bleich und verstört, aber sie hatten dabei einen so stolzen Ausdruck, daß der Regent unwillkürlich die Augen zu Boden schlug.

— Sie haben gehört, mein Herr Regent, was man soeben gesagt hat. Der ganze Adel von Frankreich befindet sich auf dem Greveplatze; er protestirt durch seine Gegenwart, durch sein Schweigen selbst, Angesichts des Volks, gegen die Treulosigkeit des Regenten von Frankreich und verlangt deshalb Gerechtigkeit.

Der Herzog von Orleans wich vor ihr zurück, denn ihre Augen schossen Flammenblicke; sie schien die Gerechtigkeit in Person zu sein.

— Sie haben den Grafen von Horn getödtet, weil ich ihn liebte. Ja, mein Herr, ich liebte ihn, ich liebe ihn noch, ich liebe ihn mehr als je, jetzt, da er todt ist, jetzt, wo Sie das Maß meiner Schande gehäuft, wo Sie meinen Namen mit einem blutigen Flecken gebrandmarkt haben. Ich werde Ihnen verzeihen. — Hören Sie?

— Sie irren, Madame; meine Eifersucht hat meinen Willen nicht irre geleitet. Wenn der Graf von Horn unbestraft geblieben wäre, so hätte man dadurch ein System...

— Sagen Sie das Andern, aber nicht mir, mein Herr! Sie wagen es, mir so etwas in das Gesicht zu sagen? O, ich werde gehen, ich werde diesen Hof verlassen. Ich will nicht länger einem Edelmanne ohne Treu und Glauben angehören!

Hierauf hatte der Regent nicht gerechnet. Eine so tragische Entwickelung hatte er nicht erwartet, denn gewöhnlich lief keine Sache im Palais-Royal tragisch aus. Gedrängt von Law und Dübois, hatte er sich eines Nebenbuhlers entledigt, der Rache und Grausamkeit war er unfähig. Jetzt bereuete er, was er gethan. Er hatte die Sache nicht so ernst angesehen. Die Verzweiflung und die Drohungen der Marquise zeigten ihm, was er gewöhnlich nicht sehen wollte, und darum wandte er sich ab.

— Ich werde nicht bleiben! wiederholte sie. Ihre Orgien und Ihre Lustbarkeiten widern mich jetzt an. Ich verachte, ich hasse Sie! Ich werde mich in irgend einem Kloster verbergen, und nie soll man mehr von mir hören.

— Eine ewige Verzweiflung, Marquise! Das wäre zu lange für einen so reizenden Kopf. Diese schönen Augen können nicht immer weinen.

Er nahm zum Scherze und zur Galanterie seine Zuflucht, zu den gewöhnlichen Waffen in diesen kleinen Kämpfen. Aber diesmal ward er besiegt. Sie warf ihm einen stolzen Blick zu, dann verließ sie das Kabinet, indem sie geringschätzend sagte:

— Sie dauern mich!

Sie kam in einem fürchterlichen Zustande zurück. Eine Krankheit von sechs Monaten hätte sie nicht mehr verändern können. Ich war aufgestanden und hatte mich angekleidet, da ich ihretwegen besorgt war.

— Kommen Sie, kommen Sie! sagte sie. Ich will ihn noch einmal sehen.

Und ohne mir Zeit zur Antwort zu lassen, zog sie mich mit sich fort, die Treppe hinab, stieß mich in den Wagen des Pachters, der ein solches Fest nicht vermuthete, setzte sich neben mich, und rief dem Kutscher zu:

— Nach dem Greveplatze!

Ich würde Nichts davon verstanden haben, wenn sie mich nicht nach einem Orte geführt hätte, wohin zu gehen ich durchaus keine Neigung hatte, und wo vielleicht eine öffentliche Scene stattfinden würde, die ich vermeiden wollte. So ruhig als möglich machte ich ihr darüber Vorstellungen.

Sie antwortete mir:

— Lassen Sie! Lassen Sie! Sie werden dort gute Gesellschaft finden.

Dann sank sie in den Fond des Wagens zurück, verhüllte ihr Gesicht mit dem Schnupftuche und begann zu schluchzen. Ich hätte sie eines so wahren und so tiefen Schmerzes nicht für fähig gehalten. Ich muß bekennen, daß ich sie nicht begriff, und daß mir dieser Schmerzensausbruch wegen eines Geliebten, den sie nicht anerkennen durfte, sehr unzeitig erschien.

Wir kamen nur langsam weiter, da eine große Volksmenge die Straßen erfüllte. Je näher dem Greveplatze, je mehr häuften sich die Schwierigkeiten. Endlich bemerkten wir den Platz und das Hochgericht. Die Marquise steckte den Kopf aus dem Wagen, um zu sehen. Ihre Thränen waren verschwunden.

Als die berittenen Soldaten, die Wache hielten, den Wagen des Pächters sahen, warfen sie sich den Pferden

entgegen, um uns zu hindern, weiter vorzudringen. Sie riefen dem Kutscher zu, einen andern Weg einzuschlagen. Der Kutscher blieb unbeweglich auf seinem Sitze, denn er hatte noch nie eine solche Ceremonie gesehen, und wußte nicht, was geschehen sollte. Frau von Parabère rief ihm zu, daß er den Weg fortsetzen solle. Die Soldaten lachten und antworteten, daß die Familie des Grafen allein das Recht habe, sich zu nähern, und daß ein Steuereinnehmer augenscheinlich bei der Familie Horn Nichts zu thun habe.

— Man lasse sie, sagte einer derselben; es ist das Haus des Juden, den sie ermordet haben; es kommt, um sich das Ragout des Opfers zu holen.

Die Marquise hörte diese Worte. Rasch wie der Gedanke erhob sie sich, und rief der Menge zu:

— Ich bin die Marquise von Parabère, macht mir Platz!

— Die Maitresse des Regenten! riefen einige Stimmen.

— Ja, die Maitresse des Regenten, und deshalb muß man mir Platz machen.

Es erfolgte keine Antwort; schweigend traten sie zurück.

Ihr schönes, durch den Schmerz verwirrtes Gesicht, ihre zerzausten Haare, ihre unordentliche Toilette, ihre von Thränen geschwollenen Augen verriethen diesen Leuten eine Verzweiflung, die in allen Lagen Achtung auferlegt, selbst mit der Schande.

Nie werde ich vergessen, was ich nun sah. Meine Augen haben dieses Bild meinem Gedächtnisse tief eingeprägt. Es war ein seltsames, schreckliches Schauspiel.

Der Greveplatz war dergestalt mit Menschen angefüllt, daß kein Apfel zur Erde fallen konnte.

Die Stadtsoldaten mit ihren Partisanen umgaben oder bewachten das Schaffot, auf dem sich der Chevalier von Milhn noch wand und krümmte, indem er laut den armen Grafen, der ihn nicht mehr hörte, um Verzeihung bat; er klagte sich zugleich an, der einzige Thäter dieses räuberischen Ueberfalls zu sein.

Die Menge war bewegt, und murrte selbst; aber Alles dies erweckte den Unschuldigen nicht wieder zum Leben.

Die Fenster, selbst die Dächer waren mit Neugierigen angefüllt, die einen Prinzen des heiligen Reichs, dessen Name und Unschuld ihn nicht vertheidigt hatten, auf dem Rade leiden und sterben sehen wollten.

Und nun diese behangenen Carossen mit den Wappen des ganzen hohen Adels, in denen die vornehmsten Herren Europas saßen, in tiefer Trauer, ernst und still, protestirend durch ihr Erscheinen, protestirend gegen den Treubruch eines regierenden Fürsten. Alle diese Wagen folgten dem des Marquis von Crequiy, auf den man den Körper des Grafen von Horn mit allen Ehrenbezeigungen legte, um ihn nach einem erleuchteten Trauergerüste zu bringen, das im Hôtel Crequiy errichtet war, und wo er sechs Tage auf einem Paradebette ausgestellt blieb.

Ach, und außerdem hatte ich diese Frau neben mir, die weder ihre Thränen, noch ihre Trauer verbarg, die laut schluchzte und dem Adel folgte, der sie verstoßen hatte, obgleich sie ihm angehörte.

Mir wollte das Herz zerspringen. Ich war so ergriffen, daß ich nicht weinen konnte, daß ich stumm und unbeweglich blieb.

Wir waren die Letzten in dem Zuge. Als wir an dem Schaffotte vorüberfuhren, sahen wir eine große Blutlache, die den Platz bezeichnete, den der Unglückliche eingenommen hatte. Bei diesem Anblicke konnte sich Frau von Parabère nicht länger halten — sie stieß einen Schrei aus, und sank ohne Bewußtsein zurück.

Ich gab rasch Befehl, auf einem Umwege zurückzukehren, damit wir dem Anblicke dieser Schreckensscene entzogen würden.

Zwölftes Kapitel.

Ich habe versprochen, eines Mannes noch besonders zu erwähnen; ich werde daran erinnert, weil er die erste Person ist, die mir in meiner Wohnung entgegentrat, als ich heimkehrte, nachdem ich Frau von Parabère meine Sorge hatte angedeihen lassen.

Dieser Mann war Milord Bolingbroke. Wohl wenig Leute können wie ich über ihn sprechen, denn wenig haben ihn, wie ich, gekannt und sein Leben verfolgt. Herr Walpole will diesen Namen nicht hören, weil er mit seinem Vater Streitigkeiten gehabt, in denen er nicht eben eine schöne Rolle spielte; aber da er Gegenwärtiges nur erst nach meinem Tode lesen wird, so verzeiht er gewiß meinem Gedächtnisse, daß es sich eines alten Freundes erinnert, und daß ich diesem Freunde Gerechtigkeit widerfahren lasse.

Milord Bolingbroke ist eine der auffallendsten und seltsamsten Erscheinungen dieses Jahrhunderts. Nicht leicht findet man so viel Geist, Gewandtheit und Scharfblick mit so viel Rechtlichkeit, Geradheit und Großmuth in Gedanken und Handlungen vereint. Er hatte zwei Fehler, die ihm in der Meinung Anderer schadeten, ohne

indessen sein Betragen zu ändern. Der erste war die Galanterie, der zweite der Leichtsinn. Das Alter und eine wahrhafte Leidenschaft heilten ihn von dem ersten; der zweite war eine Folge der Lebendigkeit seines Geistes, er war mehr scheinbar als wirklich vorhanden, nur Thoren haben ihn dessen angeklagt und Leute, die ausschließlich ernst waren und die Langweile zu ihrem Panier erwähnt hatten, verkannten ihn. Ich habe Lord Bolingbroke sehr geliebt, ich denke oft an ihn und es ist für mich ein hohes Glück, einige Zeilen seinem interessanten und abenteuerlichen Leben weihen zu können, dessen sich jetzt in Frankreich nur wenig erinnern, ausgenommen die Herren von Matignon, seine ergebenen Freunde, Voltaire, Pont de Veyle und d'Argental, meine Zeitgenossen — ausgenommen den Marschall von Richelieu, der ebenfalls unser Zeitgenosse ist. Der Letztere erinnert sich aber nur dessen, was ihm Nutzen bringt, eines Ruhms oder eines Vergnügens.

Milord Bolingbroke war eng mit Frau von Feriol liirt; bei ihr war ich mit ihm bekannt geworden, wie ich bereits gesagt habe. Er gefiel mir von Anfang an, und ich gefiel ihm ebenfalls. Schon am folgenden Tage stattete er mir einen Besuch in meiner Wohnung ab, und seit der Zeit hat er seine Besuche nicht unterbrochen.

Da er im Jahre 1672 geboren, so war er damals fast vierzig Jahre alt. Er wäre schön gewesen, hätte man ihm eine furchtbare Nase, eine wahre Nase des Thomas Cocial, des Gevatters des Samso, abnehmen kön-

nen; sein Benehmen war schön und stolz. Ich konnte es leicht begreifen, daß die Marquise von Villette, die um zehn Jahre älter war als er, bis zu dem Grade in ihm verliebt war, daß sie sich öffentlich als seine Geliebte erklärte und mit ihm wie verheirathet lebte, was man unter einer andern Regierung als der Regentschaft nicht geduldet haben würde.

Milord Bolingbroke stammte aus der berühmten Familie des Saint-Jean oder Saint-John: diese Engländer haben uns unsere Namen genommen und richten sie nach ihrer Weise zu. Er war mit einer Winchescomb verheirathet, die zur Zeit, als ich ihren Mann kennen lernte, noch lebte; aber seit lange schon wohnten sie nicht mehr zusammen. Mit den Schöngeistern Englands, mit Pope, Swift und Dryden befreundet, lag er selbst mit Geschmack und Erfolg den Wissenschaften ob. Er hat eine bemerkenswerthe Correspondence und zahlreiche Werke hinterlassen. Seine Beredtsamkeit war in dem Hause der Gemeinen bekannt und seine Reden begannen sein Glück zu gründen: man hatte ihn für das Parlament vorgeschlagen. Die Königin Anna wollte ihn an sich fesseln, und sie fesselte ihn auch wirklich, denn sie gab ihm unaufhörlich, trotz der Intriguen aller Art, Beweise ihres Wohlwollens. Er ward bald Kriegs- und Marine-Minister, und in dieser Stellung kam er häufig mit dem Herzoge Malberough in Berührung. Es war höchst interessant, ihn von diesem berühmten Manne sprechen zu hören. Ich habe dabei manche interessante, und dabei bis jetzt un-

bekannte Einzelnheit bewahrt, und da ich mir vorgenommen habe, in meinen Memoiren alles Interessante, was ich weiß, zu berichten, besonders über historische Personen, so werde ich diese Einzelnheiten mittheilen.

Malborough stammte aus einer edeln, aber armen und nicht berühmten Familie. Der Ursprung seines Vermögens ist außerordentlich, und die Erzählung desselben für eine Frau fast unmöglich. Ich besitze wenig Vorurtheile, und in meinem Alter gehört man keinem Geschlechte mehr an; aber ich weiß, daß Frauen meinen Bericht lesen, und ich achte mich selbst, indem ich meine Leserinnen achte.

Es ist wohl wenig bekannt, daß Jean Churchill, seit jener Zeit Herzog von Malborough, noch sehr jung seine ersten Waffenthaten unter Herrn von Türenne vollbrachte. Er ward darauf Page des Herzogs von York, seit jener Zeit Jakob II., dessen Maitresse Elisabeth Churchill, die Schwester Jean's, war.

Jean und Elisabeth waren bewunderungswürdig schön, man zeichnete sie überall aus. Es war dem Herzoge von York leicht, in den Garden eine Officierstelle für seinen Pagen zu erhalten.

Hier beginnt die Geschichte, dessen Erzählung mich in Verlegenheit setzt. Wenn ich auch meine Sprache und meine Feder drehete und wendete, wie ich wollte, ich würde nie dahin gelangen, mich verständlich zu machen. Es giebt gewisse Kraftproben, gewisse Seiltänzer-Uebungen, die die Wohlanständigkeit verbietet öffentlich auszuführen.

Die Männer haben die Schwachheit, einen großen Werth auf diese Vortheile zu legen, und doch sind wenige, wie es scheint, mit einer solchen Ausdauer begabt.

Bei einem Officier-Gelage entfaltete Churchill einst bewunderungswürdige Talente und eine Kraft, die durch Geschicklichkeit noch vermehrt wurde. Dies genügte, um ihn in den Ruf eines Herkules zu bringen. König Karl II. erfuhr nicht zuletzt die equilibristen Fähigkeiten des schönen Officiers, er zollte dem starken Manne, der die schwersten Gewichte trug, ohne auch nur einen Zoll breit zusammenzusinken, eine wahrhafte Bewunderung, und zog ihn in die Nähe seiner Person, überzeugt, daß ein solcher Gardist ihn besser vertheidigen würde, als zehn andere.

Die Anekdote ward bei Hofe und in der Stadt bekannt. Karl II. hatte damals eine Maitresse, ein sehr schönes Geschöpf, die angeklagt und überführt war, unter der schönen Jugend von London eine Entschädigung für die Majestät ihres königlichen Geliebten zu suchen. Es verlohnt sich der Mühe, bei dieser Maitresse ein wenig stehen zu bleiben, denn sie führte ein höchst sonderbares Leben.

Sie hieß Barbara Villiers, und war die einzige Tochter und Erbin des Vicomte Grandisson; sie heirathete Royer Palmer, Grafen von Castelmaind, und ward bald die Favoritin Karls II., aus dem sie sich bald einen Diener und Sklaven machte. Ihr zu Liebe ließ er den Großkanzler, Grafen von Clarendon, den sie nicht leiden konnte, in Ungnade fallen.

Barbara Villiers machte sich die Freude, ihn an sich vorübergehen zu lassen, als er die Siegel zurückgegeben hatte, und dabei war sie so unverschämt, ihn zu beleidigen. Mit stoischer Ruhe antwortete der Graf auf diese Beleidigung:

— Geduld, Geduld, Milady, die Zeit bleibt nicht aus, wo sie alt und häßlich sein werden!

Er konnte wahrlich keine größere Beleidigung an sie richten, als diese.

Frau von Castelemaind benutzte indeß, das Alter erwartend, ihre schönen Tage. Man erzählte ihr die Geschichte von Churchill; sie war so neugierig zu wissen, ob diese Geschichte wahr sei, und der starke Soldat blieb nicht hinter seinem Rufe zurück.

Da die gute Frau von Castelemaind ihre Neugierde einmal befriedigt hatte, so wollte sie auch wissen, ob die öffentlichen Theatertänzer und Marktkünstler mit dem künftigen Helden einen Vergleich aushielten, und sie trieb die Prüfungen so weit, daß Karl II. sie erfuhr, und sie trotz seines guten Willens davonjagte. Sie weigerte sich zwar nicht, zu gehen, aber sie forderte eine Entschädigung, und ließ sich zur Herzogin von Cleveland machen.

Ein Edelmann aus der Grafschaft Warwick, Robert Fielding mit Namen, der schon lange in die schöne Herzogin verliebt war, heirathete sie als seine dritte Frau. Seine zweite Frau lebte noch, und als die Frau Herzogin von Cleveland anfing, ihn nicht mehr so liebenswürdig zu finden, klagte sie ihn der Bigamie an und ließ sich

von ihm scheiden. Der arme Fielding sollte gehangen werden, aber die Königin Anna begnadigte ihn. Dies geschah ohne Zweifel in Erwägung der Allianz!

Die Herzogin von Cleveland hatte mehre Kinder, unter denen eine Tochter, die in Pontoiso Nonne war. Ihre Mutter schickte der Abtei ein seltsames Geschenk: sie ließ sich mit dem Jesuskinde auf dem Arme malen, und dieses Bild hing man, da es für die Jungfrau Marie gehalten ward, über den Altar. Die junge Nonne hatte ihre Mutter nie gesehen, da sich die Herzogin ihrer Tochter so bald als möglich entledigt hatte, sie wußte demnach nicht mehr, als die andern und verrichtete ihr Gebet vor dem Heiligenbilde. Dies dauerte so lange, bis eine mitleidige Seele die Aebtissin von dieser Profanation in Kenntniß setzte, und man beeilte sich, ihr ein Ende zu machen.

Die Maitressen der Könige von England müssen wohl sehr scheinheilige Damen gewesen sein. Man trifft dies öfter, als man wohl glauben möchte.

Dreizehntes Kapitel.

In seiner Eifersucht schickte Karl II. den schönen Churchill aus, um den Herzog von Monmouth, seinen natürlichen Sohn, zu bekämpfen, der in den Armeen Ludwigs XIV. stand.

Er kam nach England zurück, als Jakob II. den Thron bestieg. Dieser liebte ihn und machte ihn zum Pair des Königreichs und zum General. Von dieser plötzlichen Gunst ward natürlich viel gesprochen, denn noch hatte er keine Beweise geliefert, daß er sie verdiente. Der König verheirathete ihn außerdem mit der berühmten Sarah Jermings, der Tochter des Chevaliers Richard Jermings von Sandrige, die unter der Königin Anna in England mehr regierte, als ihr Mann.

Ich habe sie in ihrem Alter kennen gelernt, als sie eine kleine Reise nach Frankreich machte, wo man sie wie ein Ereigniß betrachtete. Sie hatte noch Ueberreste einer großen Schönheit bewahrt und zeigte einen scharfen Geist; dabei aber war sie zu stolz, zu hochfahrend, um einen angenehmen Eindruck auszuüben. Sie wollte ihre Herrschaft bis in das Schloß von Versailles ausdehnen, das sie nicht betrat, weil sie fürchtete, die Etikette würde ihre Würde beleidigen.

Sarah leitete den Herrn von Malborough, als ob er ein Kind von sechs Jahren wäre. Zur Zeit der englischen Revolution ließ sie ihn alle Arten Niederträchtigkeiten begehen; so bewirkte sie, daß er den König Jakob, seinen Wohlthäter, verließ; er mußte an diesen armen König einen Brief schreiben, der ein wahres Meisterstück von Dummheit und Anmaßung war. Wilhelm beeilte sich, Vortheil daraus zu ziehen, aber Milady Malborough, die ihn zu ihrem Sclaven zu machen glaubte nach Art der Königin Anna, war eben nicht erfreut, als sie sah, daß sie zu den einfachen Herzoginnen gezählt ward und daß man sie behandelte, als ob sie nie das väterliche Schloß verlassen habe.

Ich werde noch eine Abschweifung machen, und Gott weiß, daß ich die Gelegenheit dazu nie versäumt habe; die Philosophen, deren symmetrischer Geist nur stets nach geraden Linien sucht, haben mir dies stets zum Vorwurfe gemacht. Aber diesmal werden sie mir die Abschweifung verzeihen, denn es handelt sich darum, eine Geschichte an das Tageslicht zu ziehen, die sehr dunkel geblieben ist. Außerdem ist es auch noch eins von den Dingen, die Niemand sagen wird, wie ich, denn ich allein stehe auf den Ruinen dieses bereits verfallenen Jahrhunderts, und dem, wenn der Anschein in Erfüllung geht, ein anderes, noch verfalleneres folgen muß.

Ich will von dem berühmten Liede sprechen:

Malborough zieht in den Krieg.

Man weiß nicht, wer es gemacht hat, und Niemand

wird es auch sagen können; man hat ihm zwanzig verschiedene Verfasser untergelegt, wie „den Herrn von La Palisse." Nun, ich habe dieses Klagelied entstehen sehen, und werde sagen wo und wie.

Frau von Sevigny hatte ein Geschwisterkind, das zwar nicht Büssy war, aber ihm in jeder Beziehung gleich kam.

Dieser Cousin hieß Coulanges.

Die Leser der Frau von Sevigné kennen ihn recht wohl, ebenso auch seine Frau, die wegen ihres hübschen Gesichtes und ihrer geistigen Delicatesse berühmt war.

Beide wurden sehr alt. Der Mann führte von seiner Jugend an bis zu seinem Ende ein nomadisches und seltsames Leben, ein Leben, das ihm, aber auch nur ihm, anstand.

Er brachte einen Monat, nach Umständen mehr oder weniger, mit einem seiner Freunde zu, und er hatte deren viel, sowohl in Frankreich als in den übrigen Ländern der Erde. Da er stets fröhlich, gut und gefällig war, so suchte man ihn wie einen jungen Mann; er machte mittelmäßige Lieder mit unerschöpflicher Leichtigkeit, und richtete diese Lieder an alle Frauen, an alle siegreiche und besiegte Mächte.

Coulanges hatte nie einen eigenen Willen, er fügte sich zunächst den Ereignissen, dann seinen Freunden, und vorzüglich aber seiner Frau Sie lebten stets sehr gut mit einander, und dies erreichten sie dadurch, daß sie sich nie sahen. Von Zeit zu Zeit kehrte er zu ihr zurück,

und dann unterwarf er sich dem Despotismus ihrer Gründe, ohne sie zu bestreiten, oft sogar, ohne sie zu verstehen. Coulanges hatte im Parlamente als vortragender Rath debütirt, aber er verdarb sich diese Stellung durch eine Zerstreuung und durch einen Scherz.

Als er nämlich einmal in dem Prozesse eines gewissen Gravin plaidirte, der von seinem Gegner einen Sumpf zurückforderte, den er sich angemaßt hatte, verwirrte er sich in der Auseinandersetzung dergestalt, daß ihn Niemand mehr verstehen konnte. Er war zu geistreich, um sich Illusionen zu machen, deshalb brach er kurz mit den Worten ab:

— Wahrhaftig, meine Herren, ich schwimme in Gravin's Sumpfe.

Es war vorbei, er plaidirte nicht mehr.

Mit Frau von Coulanges war es anders: sie blieb so jung, daß sie Andere überreden konnte, sie sei es wirklich. Sie hatte lange Zeit Geliebte und Galane, und war die geistreichste, liebenswürdigste und beißendste Frau von Paris. Als das Alter kam, als sie sah, daß es um sie her leer wurde, zog sie sich nach Saint-Gratien, nach dem großen Teiche von Enghien, zurück. Hier empfing sie die beste und gewählteste Gesellschaft; ihr Geist, ein wenig traurig über die entschwundene Jugend, ward indeß auf Augenblicke noch lebhaft, graziös und fröhlich, wie ehemals. Man citirte sie wie ein Orakel, wie ein Wunder. Als ich einst die Herzogin von Luynes besuchte, führte sie mich zu dieser berühmten Dame, daß ich sie

kennen lernen sollte. Ich bin ihr deshalb zu großem Danke verpflichtet.

Sie lebte in bescheidener, aber reizender Zurückgezogenheit; sie gab sich für fromm aus und glaubte auch aufrichtig, es zu sein, weil sie unzählige Paternoster betete und die Kirche und ihren Pfarrer besuchte.

An dem Tage meines Besuchs hatte es ein ungewöhnlich guter Zufall gefügt, daß Herr von Coulanges sich in Saint-Gratien befand. Außerdem waren noch einige andere mir bekannte Personen zugegen, wie z. B. die Frau Marschall von Villars, die Frau Herzogin von Nevers, der Herzog von Nevers, ihr Gemahl, und der Herzog von Antin. Ein dummer zudringlicher Mensch näherte sich der Frau Marschall und sagte hastig, indem er fast vor ihren Füßen niedersank:

— Madame, Sie werden sehr glücklich sein: der große Feind und Rival des Herrn Marschalls von Villars ist nicht mehr: der Herr von Malborough ist todt.

— Wie, riefen alle Anwesenden wie mit einer Stimme, Herr von Malborough ist todt?

— Man erzählte es diesen Morgen laut in den Straßen, als ich Paris verließ, fuhr der Lästige fort.

— Herr von Malborough ist todt! wiederholte Coulanges. Das ist ein großes Unglück für den König Wilhelm. Und was sagt die schöne Frau von Malborough dazu?

— Wahrhaftig, mein Herr, ich weiß Nichts! antwortete die Gefragte, die völlig außer Fassung gebracht war.

— Sie wird wahrscheinlich nicht mehr ihr ewiges Rosa-Kleid tragen, fuhr Frau von Coulanges fort. Und dieser Umstand zwingt sie, sich neue Kleidungsstücke zu schaffen, was sie anders wohl nicht gethan haben würde, weil sie so geizig ist.

— Madame, ich will ein Lied auf den Tod Malborough's machen; es ist dies meine Art, die Te Deum zu singen.

— In Ihrem Alter, mein Herr! antwortete die gute Dame, die keine Gelegenheit versäumte, um sich ihrem Gatten angenehm zu zeigen.

— Ich werde es immerhin versuchen, denn man wird ja nicht gehängt, wenn der Versuch mißlingt.

Er begann die erste Strophe, dann die zweite. Hierauf gab Jeder unter allgemeinem Lachen die Idee zu einer neuen Strophe. Die vier Zofficiers sind von dem Herzoge von Antin, der den Geist und den beißenden Spott seiner Mutter besaß, der Frau von Montespan. So ward das Klagelied nach einer Weise des pont neuf beendet. Frau von Coulanges äußerte, man müsse eine neue, eigene Weise dazu erfinden.

— Das kann gleich geschehen! rief Herr von Nevers. Haben wir dort nicht Apollo mit seiner Leier?

Er zeigte auf den kleinen Rameau, der an einem Fenster stand und an den Scheiben trommelte. Rameau's erste Versuche hatten bereits angekündigt, was er später werden sollte.

Man ging zu ihm und drängte ihn so lange, bis er

sich endlich an das Clavier setzte und eine Melodie versuchte. Nach einigen Augenblicken hatte er die erfunden-welche die Runde durch die ganze Welt machte. Man war entzückt darüber und versprach sich, das Werk allgemein zu verbreiten. — Da kam, ich weiß nicht wer, Jemand an, und erklärte die Nachricht von dem Tode Malborough's nicht nur für eine Lüge, er kündigte auch noch eine Art Frieden zwischen uns und ihm an.

Man hielt das Besingen eines künftigen Verbündeten für eine Beleidigung seines Hofs, und nach einem gemeinschaftlichen Beschlusse ward das Lied vergessen. Aber nicht Jeder hat es vergessen, denn einige Jahre später, als der Herzog wirklich gestorben war, erschien es wieder, und zwar anonym.

Coulanges und Rameau lieferten sicherlich an jenem Tage, ohne es zu ahnen, das berühmteste und unsterb, lichste ihrer Werke. Das Pikanteste bei der Sache ist, daß man es überhaupt eben so wenig vermuthete, als sie selbst.

Vierzehntes Kapitel.

Malborough war bei seinen Lebzeiten der habgierigste, räuberischste und geizigste aller Helden; er scharrte zusammen, und wenn Ludwig XIV. ihn sehr theuer hätte erkaufen können, so würden wir die Niederlagen und beklagenswerthen Streiche nicht gehabt haben, die das Ende seiner Regierung bezeichnen.

Der Marschall von Villars behandelte ihn in dieser Beziehung mit großer Verachtung, und der Marschall von Richelieu sprach später in meiner Gegenwart bei der Marschallin von Luxembourg mit einer Art religiösen Diplomatie, die den Churchill stark vertheidigte.

— Aber, Herr Marschall, er hat nur das gehabt, was man ihm gegeben!

— Ah, mein Herr, Sie vergessen Alles, was er genommen hat!

Durch folgende an den Diplomaten gerichteten Worte machte ich sie schweigen, weil mich die Unterredung langweilte:

— Warum streiten Sie darüber, mein Herr? Kennt sich der Herr Marschall nicht besser, als Sie?

Es hatte ein Jeder seinen Theil. Der Marschall ant-

wortete nicht darauf. So geistreich und schlecht er auch war, bei einer so gut angebrachten Wahrheit blieb er verlegen. Er stellte sich, als ob er über das Wappen von Hannover lachte, aber ich weiß genau, daß er sich verletzt fühlte, und daß er den Parisern nie verzieh, die nicht ermangelten, darüber zu singen.

Kehren wir jetzt zu Mylord Bolingbroke zurück.

Er lebte inmitten der Hofintriguen der Königin Anna, und Gott weiß, daß er dabei nicht fehlte. Die Herzogin von Malborough fing es ganz entgegengesetzt an, zu regieren und die Erwählten der Königin sowie ihre Vorliebe für ihren Bruder, den Prätendenten, zu beseitigen. Saint Jean aber neigte sich im Gegentheil den Torys zu: dies war ein ewiger Wechselkampf. Ich kann nicht Alles davon erzählen, es würden starke Bände, und zwar sehr langweilige daraus entstehen. Aber ich erinnere mich eines Zuges der Herzogin Malborough, von dem man in ganz Europa sprach.

Die Königin hatte ihr ihr reich mit Diamanten besetztes Portrait geschenkt; sie, die Diamanten zu verkaufen hatte, behielt trotzdem nicht das Bild, sie legte es bei einer Trödlerin nieder, wo es Jeder sehen konnte. Swift nannte deshalb die Herzogin mit einem Namen, der in der guten Gesellschaft wenig gebräuchlich ist, und da er von einem ehrwürdigen Doctor kommt, werde ich ihn nicht wiederholen.

Die Stunde der Ungnade schlug für Lord Bolingbroke, oder vielmehr für Saint-John, denn damals war

er es noch nicht. Die Königin ernannte ihn zum Viconite Bolingbroke, und machte ihn zum Pair von England. Aber dies war die erste Stufe zu seinem Falle. Die zweite war der Tod des Herzogs Hamilton, seines Freundes. Dieser Edelmann hatte ein Duell im Hyde-Park mit Lord Mohun, Letzterer ward getödtet. In dem Augenblicke, wo der Herzog sich aufrichtete, rannte ihm der Colonel Macarting, der Secundant seines Gegners, den Degen rücklings durch den Leib, und warf seinen Körper auf den des Lords Mohun. Man klagte den Herzog von Malborough dieses feigen Verbrechens an, und beschuldigte ihn außerdem, daß er den Grafen von Oxford habe heimtückisch ermorden wollen, so daß er England, während diese Gerüchte umliefen, verlassen mußte, indem er den Pfeil zurückließ, der den armen Bolingbroke, welchen die in Ungnade gefallene Herzogin nicht leiden konnte, verderben sollte.

Vielleicht aber wäre er in Gunst geblieben, vorzüglich nachdem der Graf von Oxford in Ungnade gefallen war; aber die Königin Anna starb. Sie war eine vortreffliche Frau, vielleicht ein wenig schwach, aber im Allgemeinen gut und großmüthig. Einige sagten, man habe sie vergiftet, Andere wieder, sie sei an dem zu häufigen Genusse starker Getränke gestorben, die ihr Gemahl, der Prinz von Dänemark, habe bereiten lassen. Bolingbroke behauptete seinen Platz im Parlamente, und sprach nach dem Tode der Königin laut darüber, was die Wighs aufbrachte. Der Herzog von Sunderland, sein Freund,

ließ ihm unter der Hand sagen, daß man ihn, wenn er nicht flöhe, in Anklagezustand versetzen wolle, um ihn auf das Schaffot zu bringen, und könne man dies nicht erreichen, so würde man ihn todtschlagen.

Bolingbroke gab nach. Er schiffte sich in Dover ein und nahm fünfhunderttausend Francs mit sich, den Rest seines ungeheuern Vermögens ließ er zurück. Damit man ihn nicht anklagte, er bediene sich der Jacobiter-Complots, so hielt er sich in Paris nicht auf, sondern ging nach Saint-Clair in der Dauphiné, an die Ufer des Rhone. Dort forderte er die Rache seiner Feinde heraus, die indessen Mittel fanden, ihn zu erreichen. Man nahm ihm seinen Titel und sein Vermögen, um Beides auf seinen Vater zu übertragen, einen durchaus unbedeutenden Mann, der seine Kinder nicht liebte, und Alles für sich behielt.

Bolingbroke war auf seine fünfhunderttausend Francs beschränkt; er fand, daß dies eine magere Portion sei. Die Partei des Prätendenten begriff ihn sehr schnell, und eines schönen Morgens fand sich ein Emissär der Torys und des Fürsten in seiner Abgeschiedenheit bei ihm ein, der den Augenblick seines Zorns benützte, um ihn zu verführen. Er erinnerte ihn zugleich an die Plane der Königin Anna, seiner Wohlthäterin. Er sprach von allen seinen Empfindungen und Leidenschaften und übergab ihm einen Brief Jakob's III., der ihn aufforderte, ihn in Commerci aufzusuchen, um ihn mit seinen Rathschlägen zu unterstützen.

Saint-Jean zögerte lange.

Aber endlich entschloß er sich, seinem legitimen Souverain seine Dienste anzubieten. Dieser ernannte ihn zu seinem Minister, und schickte ihn nach Paris, um Ludwig XIV. um Hülfe anzugehen. Der König, der im Sterben lag, wollte Nichts davon wissen; dies änderte aber in der Sache Nichts.

Nach dem Tode des alten Monarchen wurden die Aussichten noch ungewisser; nichtsdestoweniger aber führte Jakob III., trotz der Rathschläge Bolingbroke's, eine lächerliche Landung in Schottland aus, welche zu Nichts diente, als seine Schwachheit darzuthun. Er schiffte sich fast auf der Stelle wieder ein.

Das Schönste bei der Sache war, daß man sich nun an Bolingbroke hielt, der versucht hatte, ihn daran zu hindern, und daß der Prätendent ihn aus seiner Nähe trieb, indem er ihn anklagte, das Fehlschlagen des Plans bewirkt zu haben. Saint-Jean unterwarf sich, ohne zu murren; er war nicht Jacobiter aus Ueberzeugung, und der Lord Stair, der Gesandte Georg's I. leitete die Rückkehr dieses gewandten Mannes zum Hofe seines Herrn mit großer Umsicht wieder ein.

Gerade um diese Zeit ward Malborough auf seinem Schlosse Blimheim vom Schlage getroffen, und er war ihm nun kein Hinderniß mehr, denn sein Körper lebte nur noch, seine Seele existirte nicht mehr.

Die Herzogin, weniger erschreckt vor dem Wittwenthume, als davor, die Frau eines gelähmten Dummkopfs

zu bleiben, hatte zu dem Arzte die berühmten Worte gesagt:

— Retten Sie seinen Ruhm!

Aber der Arzt war ein gewissenhafter Mann, und zog es vor, ihm das Leben zu retten, was der neuen Artemisia nicht besonders gefiel. Sie mußte ihn demnach noch manches Jahr behalten. Vor der Krankheit sind Alle gleich: Die Helden werden Menschen und hören auf, Halbgötter zu sein. Wir andern Sterblichen müssen doch in Etwas entschädigt werden.

Jene Zustände waren indessen schwierig; man stritt lange hin und her. Vielleicht hatte es Bolingbroke eben nicht sehr eilig. Umgeben von allen Schöngeistern und hervorragenden Männern jener Zeit, führte er in Paris ein angenehmes Leben. Er lief allen hübschen Frauen nach, und da er wollüstig und leichtfertig war, liebte er sie Alle, und sie vergalten es ihm. Er gab ihnen, was er hatte, selbst das, was er nicht hatte Dies dauerte bis zu der Zeit, wo er, indem er ein Haus in der Vorstadt Saint-Germain suchte, die Marquise von Villette kennen lernte. Sie wohnte in der Straße Saint-Dominique, dem Hôtel von Luynes gegenüber. Wir sahen sie oft bei einer Tante, obwohl diese sie nicht liebte; sie fand sie sehr zerstreut. Die Herzogin war dergestalt fromm, daß sie uns fast gänzlich Alle entfernte, ausgenommen bei Gelegenheiten der Wohlanständigkeit.

Frau von Villette war ein Fräulein Deschamps von Marcilly, die Tochter des Gouverneurs der Koppelhunde.

Sie hatte ihre Erziehung in Saint-Cyr mit der Herzogin von Caylus genossen, einer noch liebenswürdigen Frau, die ich recht gut gekannt habe, und von der ich später reden werde.

Diese beiden Mädchen hatten ein enges Freundschaftsband geschlossen, und eines Tags, als sich Beide im Sprechzimmer befanden, kam Herr von Villette, der Vater der Frau Caylus an. Er sah Fräulein von Marcilly; lange schon hatte er von seiner Wiederverheirathung gesprochen, er fand das Fräulein reizend, und konnte sich nicht erwehren, es zu äußern.

Das junge Fräulein von Villette antwortete unbesonnen:

— Nun, mein Herr, da Sie mir eine zweite Mutter geben wollen, so heirathen Sie meine gute Freundin.

Herr von Villette behielt diese Worte. Er war Chef eines Geschwaders und ein naher Verwandter der Frau von Maintenon. Es gab keine Familie, die sich durch seine Wahl nicht geehrt fühlte. Einige Wochen nachher erklärte die Familie dem Fräulein von Marcilly, daß sie Marquise von Villette werden solle.

— Ach, ich werde die Mutter meiner Freundin, welch ein Glück! antwortete das unerfahrene Kind.

Fünfzehntes Kapitel.

Herr von Villette starb. Nach einer jener Heirathen, die weder glücklich noch traurig sind, wie man deren so viel sieht, ward sie Wittwe. Sie bedauerte ihn wohl ein wenig, aber sie tröstete sich schnell wieder, und suchte sich für die erste Hälfte ihres Lebens dadurch zu entschädigen, daß sie sich für die zweite desselben eine doppelte Freiheit nahm.

Sie war nicht schön, aber sie war anmuthig und lieblich. Ein Fehler, den ich bequem finde und der im Allgemeinen mißfällt, zog ihr viel Feinde zu: sie war schwatzhaft, sie sprach ohne Aufhören und ohne Wahl.

D'Argental hat sie deswegen nie leiden mögen. Sie besaß ein hübsches Vermögen, denn sie war eine wirkliche Gräfin von Pimbèche, und führte Prozesse gegen das ganze menschliche Geschlecht. Bolingbroke ward von ihr eingenommen, als er sie sah. Sie war zweiundfünfzig, er war fünfundvierzig Jahre alt, ein nicht gewöhnlicher Umstand, denn die Männer dieses Alters verlangen in der Regel frisches Wildpret. Sie wurden närrisch in einander verliebt; die Marquise kümmerte sich nicht darum, es zu verbergen, und Bolingbroke war dessen nicht fähig.

Sie liebten sich also öffentlich, verließen sich nicht mehr, und wohnten bei einander. Ueber diesen Haushalt lachte die Jugend bei Hofe viel. Die Jugend lacht über Alles, was nicht jung ist, ohne zu bedenken, daß auch sie alt wird.

Es giebt drei Dinge, die der Geist einer jungen Frau nicht faßt:

Erstens, den Gedanken, daß sie alt wird.

Zweitens, den Gedanken, daß sie einst sterben wird.

Drittens, daß, wenn sie liebt, ihre Liebe und die ihres Geliebten indeß aufhören müsse.

Und dennoch sind diese drei Dinge unvermeidlich und im Voraus bestimmt.

Aber was kümmert man sich im zwanzigsten Jahre darum?

Milord Bolingbroke besaß alle Eigenschaften, die ein leidenschaftlicher Liebhaber besitzen muß: er war eifersüchtig wie alle Tiger Asiens. Zwar dachte keiner daran, ihm sein liebes Kind zu entführen, aber er sah überall Nebenbuhler.

Einst aß ich zu Mittag bei der Marquise. Der Abbé Alary war gegenwärtig, der berühmte Präsident des „Entresol", von dem ich später Gelegenheit haben werde, zu reden, von dieser kleinen Sache, die zu ihrer Zeit so groß war, und jetzt vergessen ist. Wir speisten also mit dem Abbé Alary und einem gewissen Magdonald. Letzterer war Stallmeister des Prätendenten und ein sehr schöner Mann, der es liebte, sich als solchen geltend zu

machen. Frau von Villette entfaltete vor ihm ihre schöne Sprache, und suchte die wohlklingendsten und abgerundetsten Phrasen. Der Stallmeister antwortete mit glühenden Augen und mit einem Eifer, der Bolingbroke in eine fast unglaubliche Wuth brachte.

In dem interessantesten Augenblicke, gerade als der schöne Engländer und die weise Dame sich herzlich beglückwünschten, stieß Milord einen so derben Fluch aus und führte einen so gewaltigen Faustschlag auf den Tisch, daß Gläser, Teller, mit einem Worte das ganze Tischgeschirr zuerst auf die Kokette flogen, und dann auf uns, die wir Nichts dafür konnten.

Nach dieser schönen Heldenthat stand er auf, warf seine Serviette von sich, und entfernte sich, ohne den Kopf zu wenden. Ich überlasse es dem Leser, sich die Scene zu denken. Die Marquise ward unwohl, der Abbé und Magdonald, die glücklicherweise Nichts davon begriffen, hielten ihr Salze und starkriechende Tropfen unter die Nase, während ihre Frauen sie aufschnürten. Schmachtend und bestürzt kam sie zu sich; sie suchte den Undankbaren, der sie anklagte, und doch war sie stolz, so geliebt zu sein.

— Mein Herr, sagte sie zu Magdonald, während ihren Augen Thränen entströmten, die sie noch rührender machten, mein Herr, verzeihen Sie mir — aber ich kann Sie ferner nicht mehr sehen. Er ist trostlos und sein Glück geht mir über Alles, selbst über die Artigkeit und die gute Lebensart.

— Madame, antwortete stolz der Stallmeister, Milord hat Unrecht, sich zu beunruhigen, ich will Niemandes Glück stören, und ich habe nur an Sie, als an eine achtbare Dame gedacht, deren Charakter, Tage und Alter die Rücksichten Aller verdienen, die sie erkennen. Ich ziehe mich zurück und werde erwarten, daß Sie mich wieder zu sich berufen; diese Art Dessert ist nicht nach meinem Geschmack.

Er grüßte, und entfernte sich.

Dies war die Strafe dafür, daß Milord und seine Freunde soviel Geist besaßen, um solche Auftritte herbeizuführen. Kaum konnte sich Frau von Villette wieder aufrecht erhalten, so lief sie Bolingbroke nach; sie ließ mich und den Abbé allein. Der Abbé zuckte mit den Achseln; und dennoch war er dem Lord sehr zugethan. Man denke, was seine Feinde davon sagen mußten!

Der Abbé setzte mich in Erstaunen, indem er mir eine Thatsache erzählte, für deren Richtigkeit er sich verbürgte, als ob er dabei eine Rolle gespielt habe, die nicht weniger außerordentlich war, als das Factum selbst.

Es existirte nämlich in Paris ein gewisser Graf von Boulainvilliers, der sich damit beschäftigte, die Horoskope zu stellen, und mitunter die seltsamsten Dinge sagte. Er fragte nur nach dem Datum der Geburt und einigen andern Zeichen derselben Art. Als Frau von Villette davon hörte, bat sie den Abbé, der einer ihrer Freunde war, ihre Titel dem Wahrsager zu überbringen, und seine Antwort in Empfang zu nehmen.

Das Orakel sprach sich folgendermaßen aus:

„Diese Person besitzt eine große Anzahl Leidenschaften; in ihrem zweiundfünfzigsten Jahre wird die eine größer, als die andere sein. Sie wird in einem fremden Lande sterben.“

Diese Prophezeihung ist Punkt für Punkt eingetroffen.

Herr von Boulainvilliers, der für Andere so weit sah, vermochte es nie für sich selbst. Eine Prophezeihung stellte ihm ein großes Vermögen in Aussicht; er starb vor Kummer darüber, daß diese Prophezeihung nicht in Erfüllung ging. Man hat viele Zauberer gesehen, die es ebenso machten. Ich zweifele indessen an dieser Wissenschaft, trotz der vielen außerordentlichen Beispiele, die ich selbst mit dem Regenten, einem wahren Adepten, gesehen, und mit dem Grafen von Saint-Germain, den sehr viel Leute für den Teufel gehalten haben. Ich für meine Person bin dieser Ansicht nicht.

Herr von Mattignon, ein intimer Freund der beiden Liebenden, kam während dieses Streites an. Er söhnte sie, wie dies seine Gewohnheit war, wieder aus, denn sie zankten sich unaufhörlich, und dies war sein großes Amt. Er blieb sein ganzes Leben lang dieser Freundschaft getreu, und sein Sohn blieb es nach ihm. So etwas ist bei Hofe sehr selten.

Trotz seiner Leidenschaft und seiner Eifersucht machte sich Milord mitunter eben nicht sehr unschuldige Zerstreu-

ungen. Die zärtliche Alcimene machte sie ihm dergestalt zum Vorwurfe, und ihre Gesundheit ward davon so heftig angegriffen, daß er, als er einst von einem zurückgezogenen Leben in Chaillot zurückkehrte, den Entschluß faßte, den Versuchungen zu widerstehen, und die ganze Treue zu gewähren, die er selbst forderte.

Das Sonderbarste ist, daß er Wort hielt.

Ueber diesen Zwischenfällen starb seine Frau, die trotz ihrer Frömmigkeit ihm großen Verdruß bereitet hat. Von nun an verbannten die Liebenden jeden Zwang, und man versichert, sie hätten sich heimlich geheirathet. Ich weiß nicht, warum sie dies nicht öffentlich erklärten, da sie Nichts daran hinderte, wie ich voraussetze. Es scheint, daß diese Heirath später wirklich stattgefunden hat. Soviel ist gewiß, daß die Marquise seinen Namen getragen, und daß man sie, selbst in England, für Milady Bolingbroke gehalten hat, außer bei Hofe, wo sie, wie man versichert, in dieser Eigenschaft nie zugelassen worden ist.

Man bat Milord Bolingbroke von Neuem, die Sache des Prätendenten wiederaufzunehmen, und zwar wegen eines neuen, besser überdachten Plans, bei dessen Ausführung man seiner Rathschläge zu bedürfen glaubte. Der König Jakob selbst schrieb an ihn, und da sein Brief nicht genügte, so sandte er ihm seinen Vertrauten mit einem ebenso rührenden als liebenswürdigen und artigen Schreiben. Er berief sich abermals auf seine Gesinnungen für die Königin Anna und erinnerte ihn an die letzten Worte seiner Wohlthäterin!

— Ach, mein theurer Bruder, was soll aus Ihnen werden?

Bolingbroke ward ein wenig gerührt, das heißt, er verlangte die Sache einige Zeit als Geheimniß zu bewahren, und versprach seine Ansichten mitzutheilen, wenn man deren bedürfen würde; aber er verweigerte es, sich offen zu erklären, weil er einen zweiten harten Verweis fürchtete, der ihn unrettbar in's Verderben stürzte, ohne daß Jemandem dadurch genützt würde.

Lord Stairs, der damals englischer Gesandter in Paris war, hatte während dieser Zeit von dem Regenten das Versprechen erlangt, den König Jakob verhaften zu lassen, wenn er Frankreich betreten sollte; der Plan war also schon verkauft, denn man erwartete die Ankunft des Königs.

Bolingbroke wollte seinen flüchtigen Monarchen um jeden Preis abhalten, soweit zu gehen, aber er wußte ihn nicht mehr zu finden, der Flüchtige mußte bereits abgereist sein. Milord beruhigte sich ein wenig bei dem Gedanken, daß der Regent nicht der Mann sei, der Jakob III. auslieferte, er bauete auf seine Gewandtheit und Großmuth. Trotzdem aber erwartete er in lebhafter Unruhe den Erfolg des Befehls, den man dem Herrn von Contades, dem Major seiner Garde, öffentlich gegeben, sofort nach Chateau-Thierry abzureisen und den letzten der Stuarts zu verhaften, sobald er diese Stadt beträte.

Und beide waren Enkel Heinrichs IV.!

Sechzehntes Kapitel.

Herr von Contades wußte es so einzurichten, daß er Chateau-Thierry durch das eine Thor betrat, während der Prätendent es durch das andere verließ. Der Regent wußte, was er that, indem er ihn dorthin schickte. Der Fürst reiste weiter, und kam in Chaillot in dem kleinen Hause an, wo er die Königin, seine Mutter, viele seiner Verwandten, und ganz im Geheimen den Lord Bolingbroke antraf. Dieser ward von dem Zusammentreffen sehr ergriffen; er verbarg Jakob nicht, daß seine Neigungen ihn mehr dem protestantischen Zweige zutrieben, und daß ihn, außer der achtungsvollen Erinnerung an seine verstorbene Herrin, Nichts zu einer Parthei hinzöge, die er nicht liebte.

— Gehen Sie nach Schottland, Sire, dort werden Sie treue Unterthanen finden, die Sie erwarten und sich nach Ihnen sehnen. Kommt der Tag, wo Sie meiner bedürfen, so finden Sie mich bereit, zu Ihnen zu stoßen, vorausgesetzt, daß der Erfolg Ihnen günstig ist. Ich bin unerschütterlich fest entschlossen, nicht zum Gelächter Europa's zu werden, und nur mit einem sichern Schlage zu treffen. Verzeihen Sie mir, Sire, ich bin frei, ich

bin Niemandes Hofmann mehr. Die Politik ist mir im tiefsten Herzen zuwider, ich habe keine Hoffnungen mehr, ich habe nur noch Erinnerungen, und diesen folge ich in diesem Augenblicke. Ew. Majestät werden dies nicht übersehen.

Denselben Abend bestieg der König von England den Wagen des Herrn Torcy und schlug die Straße nach Orleans ein, um sich von dort nach der Bretagne zu begeben.

Lord Stairn ward rasend; er wollte um jeden Preis seinen Herrn von einem legitimen und furchtbaren Feinde befreien. Noch hielt er sich nicht für geschlagen. Da er in der Wahl der Mittel sehr vorsichtig war, so entdeckte er einen Colonel Dougals, eine Art Strauchdieb und Wegelagerer, der früher ein irländisches Regiment in französischem Solde kommandirt hatte. Diesen ließ er kommen, versprach ihm goldene Berge, reizte ihn durch tausend erdichtete Dinge gegen den König Jakob, und bestimmte ihn endlich, das Schwert Gottes zu ergreifen, um England von diesem Papisten, von diesem gottlosen Könige zu befreien, der es zu unterjochen trachtete.

Douglas nahm zweihundert Mann von seinem alten Regimente mit sich, auf die er zählen konnte, und da er vor Strafe sicher und einer Belohnung gewiß war, legte er sich an dem Wege in einen Hinterhalt, den der Exilirte kommen mußte.

In Nonancourt, einem kleinen Dorfe an der Straße, stieg er vom Pferde, ließ sich zu essen geben und erkun-

digte sich bei der Postmeisterin nach einem Wagen, den er ihr bezeichnete. Diese antwortete, daß sie davon Nichts wisse.

— Das ist unmöglich, er muß hier vorbeigekommen sein.

— Nein, mein Herr!

— Aber ich sage Ihnen, daß es so ist.

— Und ich sage Ihnen, daß es nicht so ist.

— Sie wollen mich täuschen; aber hüten Sie sich! Ich werde mich furchtbar rächen, und sie werden es bereuen.

Er stieß furchtbare Schwüre und Flüche in englischer Sprache aus, und dabei drohete er aller Welt mit dem Regenten und dem englischen Gesandten.

Frau Lhopital — so hieß die gute Frau — erschrak nicht davor, aber sie hörte ihn aufmerksamer an, als zuvor.

Da kam ein Mann mit verhängten Zügeln angesprengt, und sprach leise mit dem Colonel, dessen Wuth sich vermehrte.

— Ich will, daß man ihn finde, und man wird ihn finden! rief er. Es handelt sich um mein Glück, und diesmal soll es mir nicht fehlschlagen!

Diese unvorsichtig ausgestoßenen Worte bestärkten die gute Frau in ihrem Verdachte. Sie stellte sich, als ob sie mit andern Dingen beschäftigt sei, verlor den Colonel aber nicht aus den Augen. Da hörte sie einige Worte von seiner Unterredung mit dem Reiter, und diese gaben ihr die Gewißheit, daß sie sich nicht täuschte.

Ihr Gatte war abwesend, aber sie hatte einen treuen, verständigen und gewandten Burschen. Diesen zog sie bei Seite, wo sie nicht gehört werden konnte, und sagte ihm:

— Diese Menschen sinnen Böses gegen den armen exilirten Fürsten, den der Herr Regent verläßt, obgleich er sein Vetter ist. Es scheint, daß er hier durchkommen wird, und daß diese Elenden ihn ermorden wollen. Führe genau aus, was ich Dir vorschreibe, und wir retten ihn vielleicht. Der Teufel kann nicht immer stärker sein, als die rechtschaffenen Leute.

Nun setzte sie ihm deutlich den Plan auseinander, den sie entworfen hatte, und empfahl ihm, überall Erkundigungen einzuziehen. Dann ging sie zu ihren Gästen zurück, und bediente sie mit großer Aufmerksamkeit.

— Sie müssen mir versprechen, sagte der Colonel, soviel als möglich zu säumen, dem Wagen Pferde zu geben, wenn er angekommen sein wird.

— Soll geschehen, mein Herr. Und dann?

— Dann benachrichtigen Sie mich von seiner Ankunft.

— Wo, mein Herr, wenn ich fragen darf — hier?

— Nein, nicht hier, das ist unnütz. Benachrichtigen Sie mich nicht, sondern halten Sie nur den Wagen so lange als möglich auf. Ich lasse Ihnen zwei meiner Leute zurück, sie werden mir Nachricht bringen — ich halte es so für besser.

Nun bezahlte er seine Zeche.

Den vertrautesten seiner Begleiter nahm er mit sich,

die übrigen ließ er in dem Wirthshause zurück, indem er ihnen leise sagte, ihm im Galopp Nachricht an einen Ort zu bringen, den er bezeichnete, sobald der Wagen sichtbar würde.

Frau Lhopital war sehr besorgt, aber sie verlor den Muth nicht; sie verdoppelte vielmehr ihre Sorgfalt für die Mörder, die ihr abscheulich waren. Sie bot ihnen zu trinken an, in der Hoffnung, sie zu berauschen und sich auf diese Weise ihrer zu entledigen; aber sie schlugen es aus.

Der Mann, der zuletzt angekommen, war halb todt vor Erschöpfung; er begnügte sich mit einem Glase Wein, und legte sich auf eine Holzbank vor der Thür, um auszuruhen.

— Herr, sagte sie zu ihm, wie schlecht liegen Sie da! Der Wagen kann noch lange ausbleiben. Gehen Sie doch hinauf und legen Sie sich ein wenig auf das Bett, Sie werden dort ruhig schlafen. Ihr Diener und ich, wir sind ja da, wir werden Ihnen Nachricht geben. Verlassen Sie sich darauf.

Anfangs verwarf der Mann diesen Vorschlag, dann schwankte er, und endlich nahm er ihn an, da ihn der Schlaf übermannte. Er sagte zu seinem Diener:

— Verlaß die Schwelle dieser Thüre nicht, bei Deinem Kopfe! Sobald Du den Wagen siehst, weckst Du mich, hörst Du? Versäumst Du es, so schlage ich Dich mit dem Stocke todt!

Der Diener versprach es.

Der Herr, beruhigt durch diese getroffene Sicherheitsmaßregel, folgte Frau Lhopital in ein Zimmer, das hinten im Hause lag; hier gab sie ihm ein gutes Bett, dann schloß sie ihn leise ein, um desto sicherer zu sein.

Nachdem sie dies vollbracht, eilte sie zu einer Freundin, auf die sie sich wie auf sich selbst verlassen konnte. Dieser theilte sie ihren Verdacht und ihre Befürchtungen mit, und bat sie, den Reisenden in ihrer Wohnung aufzunehmen, den sie ihr bringen würde.

— Sie wohnen in einer abgelegenen Straße, und wenn Sie ihn durch eine Hinterthür entlassen, wird ihn Niemand sehen. Erreiche ich meinen Zweck zu Hause, so retten wir ihn.

Die Nachbarin versprach, ihrem Wunsche nachzukommen.

Beide ließen nun einen Geistlichen holen, und vertrauten auch diesem an, was sich in Riancourt ereignete. Der König Jakob war katholisch, und dieser Umstand verdoppelte den Eifer des guten Vaters. Er gab seinen Priesterrock, seine Perrücke, sein ganzes Costüm her, womit man den Fürsten verkleiden wollte, und Frau Lhopital ging in ihre Wohnung zurück, um das Schwierigste der Komödie zu vollenden.

Sie traf den Diener an, der sich langweilte und dabei derb fluchte.

— Bah, sagte sie zu ihm, trinken Sie ein Glas mit meinem Postillon, und die Zeit wird Ihnen rascher vergehen.

— Man hat es mir verboten.

— Wer wird es erfahren? Ich wache für Sie während dieser Zeit. Kommt unser Mann an, so erfahren Sie es auf der Stelle.

Eine Flasche alten Weins vollendete die Verführung.

Der Postillon, der seine Rolle sehr angenehm fand, ging mit gutem Beispiele voran.

Bei der dritten Flasche fiel der Gast, zur großen Zufriedenheit der Wirthin, unter den Tisch. Nun war sie Herrin des Bodens, und stellte sich als Schildwache an die Straßenthür.

Aber der Wagen kam nicht an.

Die Schildwache befand sich in einer tödtlichen Unruhe, denn wenn der Schläfer in der Kammer erwachte, so konnte es ihr schlecht ergehen.

Der Diener, der unten schlief, machte einige Anstrengungen, und aus Furcht rief sie Hilfe herbei; glücklicherweise aber schloß er die Augen wieder, und blieb ruhig.

In derselben Zeit erschien der Wagen.

Siebenzehntes Kapitel.

Frau Lhopital eilte dem Wagen entgegen und veranlaßte ihn, in die abgelegene Straße zu fahren. Man richtete mancherlei Fragen an sie, aber sie gab keinen Aufschluß.

— Sie werden es hernach erfahren, sagte sie; folgen Sie mir nur!

Man kam bei der Freundin an. Kaum war der König Jakob eingetreten, so sank die gute Frau weinend vor seinen Füßen nieder.

— Ich habe Sie nach Ihren Portraits erkannt, Sire, rief sie aus, und dann vermuthete ich schon Ihre Ankunft. Ich bitte Sie, haben Sie Vertrauen zu mir und lassen Sie sich leiten, sonst gerathen Sie in den Hinterhalt, den man Ihnen gelegt hat. Ich weiß nicht, wieviel Ihnen auflauern, aber es ist sicher, daß sie Ihnen nach dem Leben trachten.

Der König hob Frau Lhopital auf, hörte ihren Bericht an, dankte mit großer Empfindung und versprach, sich ihr völlig anzuvertrauen. Er verkleidete sich nun in einen Abbé, blieb in dem Hause, wo Niemand seine Anwesenheit ahnte, und wartete den Verlauf der Dinge ab.

Während dieser Zeit setzte die Wirthin die Behörde davon in Kenntniß, und forderte bewaffnete Macht, um den schlafenden Reiter und den betrunkenen Diener zu verhaften. Dies war nun eben nicht leicht.

Der Reiter widersetzte sich, berief sich darauf, daß er Engländer sei, sagte, daß er dem Gesandten angehöre, und daß man das Völkerrecht in seiner Person verletze.

— Liefern Sie den Beweis, und man wird Sie auf der Stelle in Freiheit setzen.

— Ich kann diesen Beweis nicht liefern, aber mein Chef, der Colonel Douglas, vermag es.

— Wo ist er?

— Ich weiß es nicht; er ist uns auf der Straße vorangeeilt.

— Warum?

— Ich weiß es nicht, denn er hat uns seine Absichten nicht mitgetheilt.

Es gab eine lange Debatte und der Schwierigkeiten stellten sich immer mehr heraus; trotzdem aber ergriff man Beide, und warf sie in das Gefängniß.

Douglas durchstreifte länger als acht Tage die benachbarten Gegenden; er rannte wie ein Verzweifelter, aber es war unnütz, er fand Nichts.

Der als Abbé verkleidete Fürst blieb drei Tage lang bei der Freundin der Frau Lhopital in Niancourt, dann setzte er seinen Weg fort. Herr von Torcy, den man benachrichtigt hatte, wachte über seine Sicherheit, und beseitigte die Wegelagerer. Der König kam glücklich in

der Bretagne an, und schiffte sich nach Schottland ein, wo ihm das begegnete, was Jedermann weiß.

Douglas ging nach Paris zurück. Mit einer Unverschämtheit sonder Gleichen beklagte er sich laut über die Verletzung des Völkerrechts. Auch Lord Stairn wollte sich beklagen; aber der Regent ließ ihn kommen, schloß ihm den Mund mit den Einzelnheiten dieser Geschichte, und zwang ihn so, ferner nicht mehr davon zu reden.

Was Frau Lhopital anbetrifft, so ließ die Königin von England sie nach Saint=Germain kommen, schenkte ihr ihr Portrait, und dies war Alles, was die gute Frau, außer einer Menge schöner Worte, von ihr erhielt. Es ist wahr, daß dieser Hof sehr arm war. Die gute Frau starb als Postmeisterin in Niancourt, nachdem sie einem Könige das Leben gerettet hatte. Ich sagte einst zu dem Regenten, daß er sie hätte belohnen müssen, denn sie hätte ihm eine große Schmach und seinem Namen einen unauslöschlichen Flecken erspart. Er antwortete mir, daß dies ihm Nichts anginge, und daß er sich in Dinge dieser Art nie mische. Solche Antworten gab er stets, wenn er keine andern ertheilen wollte.

Als Mylord Bolingbroke diesen Streich erfuhr, ward seine Anhänglichkeit an den Churfürsten von Hannover sehr lau, sein Herz und sein Verstand konnten diesen Mord nicht billigen. Aber er zweifelte an dem Erfolge, und die Erfahrung bewies, daß er sich nicht getäuscht hatte.

Frau Villette hatte ihn nach ihrem Landgute Marcilly

geführt, wo sie bauen ließ, und zwar unter dem Vorwande, ihn um Rath zu fragen. Er wartete ungeduldig auf Nachrichten, aber sie blieben aus. Als sie ankamen, war Alles verloren — sie kamen zu spät.

— So ist es um das Haus Stuart geschehen! sagte Bolingbroke mit einem Seufzer. Meine Herrin ist die Letzte desselben gewesen!

Mylord ging in die Bäder von Aachen, um die Aufmerksamkeit von sich abzulenken und an seine Gleichgültigkeit glauben zu machen. Man verbreitete das Gerücht, er habe Frau von Villette geheirathet, und diese sei protestantisch geworden. Ich glaube, er selbst hat auf diese Weise von sich reden gemacht, damit es nicht auf eine andere geschähe, denn es war kein wahres Wort daran. Der Abbé Alary, der sie nie verlassen, hat es mich sehr oft versichert.

Die Liebenden gaben den Aufenthalt in Marcilly auf. Saint-Jean wollte in seinem Hause, und nicht in dem seiner Geliebten wohnen. Er wählte lange; endlich entschloß er sich, la Source bei Orleans zu kaufen, aus dem er einen reizenden Aufenthalt machte. Er schuf sich hier eine Existenz, die beneidenswerther war, als seine frühern Ehrenstellen. Unter Vergnügungen, Studien, Künsten und in einer vollkommen gewählten Gesellschaft verbrachte er in dieser Zurückgezogenheit Jahre, die zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens gehören.

Voltaire, der vor mir dort war, schrieb mir, um meine

Lust zu wecken, ebenfalls dorthin zu kommen, folgende Zeilen:

„Dieser Ruhesitz ist der reizendste Ort der Welt. Er liegt südlich von Orleans, eine kleine Meile von dieser Stadt entfernt. Er ist nicht so breit, als der Loiret, dieser seltsame Fluß, der von seiner Quelle an Fahrzeuge trägt. Das Ufer nach der Stadt zu bildet eine Art Terrasse, die mit einem schönen Weinberge und mehreren hübschen Häusern geschmückt ist. Eine breite und lachende Wiese, die sich bis an die Loire erstreckt, beginnt an dem andern Ufer. Jeder Weinberg hat sein Landhaus. Orleans, das auf der Mitte der Anhöhe nicht weit von der Loire amphitheatralisch liegt, begrenzt diese Fernsicht.

„An dem äußersten Ende dieser reizenden Terrasse hat der üppige Minister (Sie wissen, Madame, daß er deshalb eine Schadenklage erhob vor dem Parlamentsausschusse, der ihn ächtete) in einem bequemen und köstlichen Hause sich fest niedergelassen. Die Quelle des Loiret befindet sich in den Gärten. Sie bildet eine Wasserfläche von zwanzig bis fünfundzwanzig Fuß in's Gevierte, und hieraus geht der ganze Fluß hervor, nur nicht so breit und tief als dort, wo er in die Loire fällt. Der gnädige Herr hat aus dem Hause eine Art Schloß gemacht, und die Gärten bedeutend verschönert.

„Die delikaten Mahlzeiten, die er Denen bietet, die ihn besuchen, sein graziöses Wesen, sein Geist und seine Manieren ziehen den Adel der Umgegend an und müssen Sie vorzüglich anziehen, Sie, die Sie so gesucht sind,

Madame. Ueber Frau von Villette sage ich Nichts; sie hatte die Güte, meine Werke so zu bewundern, daß ich nicht wage, von ihr zu sprechen, man würde mich der Parteilichkeit beschuldigen, wenn ich nur gerecht wäre."

Um diese Zeit sandte Bolingbroke Frau von Villette nach England, um wegen seiner Rückkehr zu unterhandeln. Ungeachtet der Reize seines Landsitzes, dachte er stets an sein Vaterland und hegte den Wunsch, dorthin zurückzukehren. Der Zufall wollte, daß Mylady Bolingbroke — seit jener Zeit hatte sie diesen Titel angenommen — bei den Engländern Glück hatte, und daß sie nie aufgehört hat, die Freundin Saint-Jean's zu sein, dessen man sich durchaus nicht versah. Nur Herr Walpole war sein Gegner, er haßte ihn, und dieser Haß übertrug sich auf seinen Sohn Mein Gott, wie wird er mich verwünschen, wenn er diese Memoiren lies't! Die Frauen waren indeß fest entschlossen, und die Herzogin von Kendale, die Maitresse des Königs, sprach für ihn, zahlte eine große Summe, und erhielt Verzeihung für ihn. Er kehrte in sein Vaterland zurück.

Er gefiel sich hier nicht, und dies mußte wohl so kommen, da er in England Nichts mehr war. Er ging wieder nach Frankreich, und von da schickte er seine Frau zurück, um zu unterhandeln. Sie besiegte alle Hindernisse, und nun ging er mit allen Kriegsehren, das heißt mit seinem Titel und mit vierzigtausend Thalern Renten zurück. Aber man erlaubte ihm nicht, einen Sitz in der

hohen Kammer einzunehmen, was er Walpole nie verzieh — wohlverstanden, er verzieh es Walpole nie.

Nun umgab er sich mit allen geistreichen Leuten und großen Männern Englands, wie z. B. Newton, Swift, Pope; er schrieb für die öffentlichen Blätter, und bald erhielt er einen andern Ruf, als den frühern. Er vertheidigte selbst Walpole gegen eine ungerechte Anklage und zeigte sich ebenso großmüthig als loyal; dies verhinderte ihn aber nicht, jene berühmten Worte auszusprechen, als der Minister, von dessen Lastern er überzeugt war, in dem Hause der Gemeinen angeklagt ward:

— Er hat heute die Stimme der Nachwelt gehört!

Diese Worte wurden wiederholt und zogen Dem, der sie gesprochen, einen geheimen Befehl des Königs zu, nach Frankreich zurückzukehren, was er auch that. Hier ließ man ihn sieben Jahre und schickte ihm seine Revenüen, begleitet von einer Vertheidigung, die fast alle seine Freunde unterschrieben hatten. Er miethete das Schloß von Chanteloup, wo wir noch viele Jahre lang einen andern verbannten großen Minister finden werden, nämlich den Herzog von Choiseul. Hier blieb er bis zu dem Sturze des Ministeriums Walpole, dann kehrte er nach England zurück, wo er seinen theuersten Freund, Pope, sterben sah; nun ließ er sich in literarische Intriguen ein, die ihn mehrere Jahre lang beschäftigten.

Diese letzten Jahre war er eine Art Orakel, das sowohl die Staatsmänner, als die Männer der Wissenschaft befragten. Die Marquise von Villete starb nur zwanzig

Monate vor ihm. Er konnte sich über ihren Tod nicht trösten, täglich weinte er bittere Thränen um sie, ohne daß es seinen Freunden gelang, ihn zu beruhigen. Eine schreckliche Krankheit bemächtigte sich seiner selbst, er bekam einen Krebsschaden in das Gesicht; dieses Leiden ertrug er mit einer Geduld und einem Stoicismus, die bei einem Manne seines Alters bewunderungswürdig waren — denn er hatte neunundsiebenzig Jahre hinter sich.

Er hinterließ allen seinen Freunden ein Andenken, unter andern dem Marquis von Matignon und dem Grafen von Gacé, seinem Sohne, einen herrlichen Diamant, das Geschenk der Königin Anna, den er stets am Finger trug. Herr von Matignon war dankbar dafür, indem er ihn gegen seine Feinde vertheidigte, so lange er lebte.

Ich für meine Person erhielt ein kostbares Taschenbuch, das ich jetzt noch besitze; in diesem Buche stehen Verse von ihm und von mehreren Schöngeistern seiner nächsten Bekanntschaft. Ich werde das Buch stets bewahren, und in meinem Testamente vermache ich es Herrn Walpole. Dies ist eine Bosheit, die ich nach meinem Tode ausübe.

Achtzehntes Kapitel.

Nach meiner Ansicht sind die Memoiren einer gewissen Zeit die Memoiren aller Welt; sie sind die ganze Geschichte dieser Zeit, sie sind die Geschichte derer, die sich darin bemerkbar machten, und die Geschichte der Sitten und Gebräuche derselben. Ohne das ist es unmöglich, das Zeitalter kennen zu lernen.

Ich erzähle demnach nicht nur, was meine Person betrifft, sondern auch was meine Freunde, Feinde und Bekanntschaften betrifft. Ich habe die Romane aller unserer Gäste versprochen, die bei dem ersten Diner der Frau von Feriol zugegen waren. Um dieses Versprechen zu halten, müssen wir mit jener reizenden Demoiselle Aïssé beginnen, die ich so sehr geliebt und beweint habe, die eine viel rührendere und liebenswürdigere Heldin war, als die Heloise von Rousseau, als alle nur erdenkliche Heldinnen. Keine war so schön, so sanft, so reizend, keine ward wie sie von einem jungen Manne geliebt, der dieses Glückes würdig war.

Theure Aïssé! Welch ein Glück ist es, von ihr zu reden, sie zu schildern und sie zu loben. Es ist mir, als ob ich sie noch vor mir sehe, ich, die ich nichts mehr

sehe in dieser Welt, in der ich so viel schöne Dinge gesehen habe, die nicht mehr sind.

Wie ich glaube, habe ich von Aissé schon gesprochen; aber mein kleiner Secretair, der Unbesonnene, behauptet, es sei nicht wahr.

(Frau Marquise, dasselbe hat Ihnen gestern Herr Walpole geschrieben, und in Ihrem Alter ist es nicht mehr erlaubt, während in dem meinigen...)

Ich weiß nicht, was sie schreibt, aber ich höre ihre Feder kritzeln, und doch dictire ich ihr nicht. Dies muß wohl eine erschreckliche Arglist sein.

Ich kehre zu Demoiselle Aissé und ihrer Abstammung zurück.

Sie war eine Cirkassierin, eine Sklavin, die Herr von Feriol während seiner Gesandschaft in Konstantinopel gekauft hatte.

Als sie vier Jahre alt war, sah er sie auf dem Sklavenmarkte; ihre Thränen und ihr hübsches Gesicht hatten sein Mitleid erweckt, und er ließ sie in sein Haus führen, wo er fünfzehnhundert Livres für sie bezahlte. Es scheint dies sehr theuer, aber sie war die Summe werth.

Herr von Feriol war ein lockerer Gesell, er dachte daran, in der Zukunft eine Maitresse aus ihr zu machen. Zu diesem Zwecke ließ er sie erziehen. Er nahm sie mit sich nach Paris, brachte sie bei Frau von Feriol, seiner Schwägerin, unter, und ließ sie hier, als er nach der Türkei zurückkehrte.

Hier ward sie nun mit ihren Söhnen, Pont-de-Veyl und d'Argental, erzogen, ohne daß sich Frau von Feriol viel darum kümmerte. Sie war galant, hatte viel Liebhaber, und vorzüglich einen, den sie mit großer Aufmerksamkeit behandelte, denn sie bedurfte seiner ihrer selbst und der Ihrigen wegen — dies war der Marschall von Uxelles.

Sie lebten lange Zeit mit einander, ohne sich zu lieben, und zwar nur deshalb, um die Kosten einer Trennung zu vermeiden. Dies ist das Geheimniß des langen vertraulichen Umgangs.

Die Kinder wurden unter fremder Aufsicht erzogen, und ohne Zweifel war diese Erziehung eine bessere, als wenn sie selbst sich damit befaßt hätte. Alle drei waren wie Bruder und Schwester.

Man brachte Aissé in das Kloster der Neuen Katholiken; diese Trennung war sehr schmerzlich für sie, denn sie liebte ihre jungen Genossen zärtlich.

In dem Kloster blieb sie nur kurze Zeit, sie verließ es, um ihre Erziehung in der Welt zu vollenden. Als ich sie kennen lernte, war sie eine reizende Schönheit, sie näherte sich der Vollendung.

Herr von Feriol kam zurück, und ließ sich in Frankreich für immer nieder. Man hat es in Zweifel gezogen, daß er seine Rechte an die Sklavin aufgegeben und nur noch die Stelle eines Vaters bei ihr vertreten habe. Aissé blieb rein von jedem Schmutze dieser Art, ich kann es versichern. Sie hätte nicht nur ihre Einwilligung

dazu verweigert, Herr von Feriol selbst würde sie nicht einmal gefordert haben. Er achtete sie, als ob sie seine eigene Tochter wäre; er kannte ihre unantastbare Tugend und die festen Grundsätze, die sie empfangen hatte. Und welche Verführung hätte ein Mann von siebzig Jahren bei einem solchen Geschöpfe unternehmen können?

Niemand in der Gesellschaft kann in dieser Beziehung Zweifel hegen. Wir Alle, ohne Ausnahme, waren von ihrer Unschuld überzeugt. Später beschmutzte ein Philosoph, als er einmal schlechter Laune war, das Andenken an diesen Engel. Ich erinnere mich des Namens dieses Philosophen nicht mehr. Ich bin stets darüber aufgebracht gewesen und habe die Verleumder derb abgewiesen.

Von dem Augenblicke an, wo ich Aissé gesehen, liebte ich sie; wir waren Freundinnen, als wir uns das erste Mal sahen. Sie kam zu mir, ich ging zu ihr, wir trafen uns bei Frau von Feriol, bei Frau von Parabère, zu der sie sehr oft kam, und bei dem Gesandten, für den sie in seinen letzten Lebensjahren sorgte, als er sich in Paris niedergelassen hatte.

Es ist wohl unnütz, zu sagen, daß Aissée ebenso viel seufzende Liebhaber als Bekanntschaften hatte. Sie schlug zehn Heirathen aus, und noch viel mehr freie Herzen, ohne Anstrengung, ohne mit ihrer Tugend zu prahlen, einzig und allein nur, weil sie unbescholten bleiben wollte und weil sie zu erliegen fürchtete.

Eines Tags waren wir bei Frau von Parabère zusammen — da begegn[illegible] Regenten. Er war

geblendet von ihrer Schönheit und blieb so lange dort, als sie selbst blieb; er vergaß über ihrem Anblicke nicht nur den Rath, denn dieser galt wenig bei ihm, sondern auch seine Wüstlinge und ich weiß nicht welche Orgie, bei der man ihn erwartete. Er ward darüber toll; dies war eine jene Rasereien, die keine Grenzen kennen, wenn sie keine Befriedigung erhalten.

Er suchte sie auf, wohin sie ging; er schrieb glühende Briefe an sie, bot ihr Schätze, Titel, Ehrenstellen, ein Landgut, alles an, was sie nur wünschen möchte — sie schlug es anfangs höflich, dann bestimmt ab, und dies brachte ihn außer sich. Er nahm seine Zuflucht zu Frau von Feriol; diese eben nicht gewissenhaft, legte sich auf die Verfolgung. Nichts half.

Um diese Zeit war dies ein Phänomen der Phänomene.

— Nein, antwortete sie stets, ich würde den nicht lieben können, den ich nicht achte, außerdem steht auch der Regent zu hoch über mir, er würde zu mir herabsteigen müssen, und ich will nicht, daß mein Liebhaber seine Stellung verläßt. Vor allen Dingen — ich wiederhole es — liebe ich nicht, und nun rede ich weiter nicht davon.

Nichtsdestoweniger sprach man davon und trieb sie bis zum Aeußersten. Sie schrieb einen Brief, ein wahres Meisterstück, an den Regenten, um sich seine Protection gegen ihn selbst zu erbitten. Verweigern Sie mir Ihren Schutz, fügte si[illegible] so gehe ich in ein Kloster,

da in diesem Falle Gott allein mich nur zu schützen vermag.

Der Herzog von Orleans sah die Unmöglichkeit ein, und gab seinen Plan auf.

Dies war für ihn ein Kummer und zugleich eine Demüthigung.

Der Gesandte starb.

Er hatte ihr seit lange schon eine Rente von viertausend Livres zugesichert, und um ihr für ihre Sorge zu danken, die sie ihm hatte angedeihen lassen, hinterließ er ihr eine Anweisung auf eine sehr große Summe, die seine Erben auszahlen sollten.

Frau von Feriol war darüber empört, sie sprach es Aissé gegenüber aus; schweigend und würdevoll erhob sich diese, und warf die Anweisung in das Feuer.

Es ist nie wieder die Rede davon gewesen.

Sie befand sich demnach in der Gewalt der Feriols, die sie liebten, und vorzüglich die jungen Leute; aber sie beunruhigte sich deshalb nicht. Sie hatte, es ist wahr, um jene Zeit an ganz andere Dinge zu denken.



Neunzehntes Kapitel.

Eines Tages befand ich mich mit Frau von Parabère in einem der Kabinets der Herzogin von Berry; wir erwarteten die Prinzessin.

Da öffnete sich die Thür, und wir sahen den Grafen von Riom eintreten, dem ein kleiner junger Mann folgte, ganz klein und ganz jung, mit einem niedlichen Gesichte, das sich sehen lassen konnte. Er hatte wunderbar schöne Augen, einen mattweißen Teint, wie ein Mädchen, und die eleganteste Tournüre, die man sich nur denken kann.

Herr von Riom stellte ihn uns als seinen Cousin vor, als den Chevalier von Aydie, einen Edelmann aus Perigueux, und wie der Chevalier selbst lächelnd hinzufügte:

— Als Geistlicher des Kirchsprengels von Perigueux mit der Tonsur versehen, und Ritter des Ordens Saint-Jean von Jerusalem ohne Gelübde.

Dieser junge Mann, der kaum aus der Provinz angekommen war, hatte ein so gutes Benehmen, daß es uns überraschte.

Frau von Parabère konnte sich nicht enthalten, dies seinem Cousin auszusprechen.

— Ah, antwortete dieser, er ist in guten Händen; sein Onkel, der Marquis von Saint-Aulaire, bildet ihn. Er hat ihn mehr in acht Tagen gelehrt, als ich in sechs Monaten. Die Frau Herzogin von Maine trifft eine kluge Auswahl ihrer Freunde.

Herr von Saint-Aulaire war wirkich einer der liebenswürdigsten Greise; er war mit Frau von Maine intim befreundet und hatte zu allen ihren Parthien, selbst zu den vertraulichen in Sceaux, Zutritt.

Auf sie improvisirte er jene berühmten Verse, die ihm die Thüren der Academie öffneten:

Die Gottheit nur, die sich vergnügt,
Will ich in mein Geheimniß weih'n;
Wär' ich Apollo, sollte sie
Nicht meine Muse, sondern Thetis sein.

Es war dies zwar ein sehr leichtes Machwerk; aber die Academie war guter Laune und begnügte sich damit.

Wenn ich bedenke, wie viel Mühe es Diderot kostete, um aufgenommen zu werden!

Der Chevalier von Aydie näherte sich uns als ein vollkommener Hofmann; er fand gerade den Ton, den er bei meiner Gesellschafterin anschlagen mußte, und das war nicht leicht. Er sprach von ihren Reizen wie ein Mann, der sich darauf versteht. Die Marquise betrachtete ihn wie eine leichte und nicht zu umgehende Eroberung. Wegen der anwesenden Zeugen behandelte sie ihn nur leicht, aber ihr Blick war ernst. Ich bemerkte es sogleich, und auch ihm entging es nicht.

In diesem Augenblicke erschien die Prinzessin.

Es bedurfte nur ihres Lächelns, und ich begriff, daß der neue Ankömmling nach ihrem Geschmacke war. Die Art und Weise, wie sie Frau von Parabère empfing, zeigte mir klar, daß eine Nebenbuhlerin ihr erstand. Tausend Drohungen sprach sie in einer Verneigung und in einem Kopfnicken aus.

Herr von Riom war zu schlau, als daß ihm dies entgehen konnte; aber er fürchtete seinen jungen Cousin nicht, er wußte zu gut, wie er ihn zum Spielzeuge der launenhaften Herzogin machte, er wußte, daß seine Gewalt nicht davon berührt würde. Was seine Liebe anbetraf, so hatte er keine. Frau von Mouchy allein lag ihm am Herzen, wie man weiß. Sie war eifersüchtig auf ihre Weise, und er ließ an Frau von Berry seine Launen aus. In ihren Augen zeigte er sich, als ob er durchaus kein Interesse dabei habe, und dies war für Beide genügend.

Wir mußten eigentlich im Luxembourg zu Nacht essen; aber die Prinzessin fühlte, daß sie bei dieser Parthie viel wagte; sie sagte uns ohne Umstände ab, und schützte Ermüdung und Schlaf vor.

— Nichts kommt gelegener, Madame! antwortete Frau von Parabère, die durchaus ihre Fassung nicht verlor. Ihre königliche Hoheit möge ruhen — ich befinde mich ausgezeichnet wohl, und habe einen großen Hunger. Frau Dü-Deffand hat wahrscheinlich auch Hunger, diese Herren nicht minder, und da nun Alle Hunger haben, werden wir in meiner Wohnung soupiren. Der Herr



Regent erwartet mich diesen Abend nicht, er hat seine Zieraffen, und ich habe nicht Lust, jetzt schon schlafen zu gehen, weil ich mich an dem Thore des Palastes befinde.

Frau von Berry versuchte zu lächeln.

— Wie, rief sie, bei Ihnen soupiren, mit Madame Dü-Deffand, Herrn von Riom und Herrn von Aydie?

— Warum nicht, Madame? Da man im Luxembourg nicht ißt...

— Nehmen Sie sich in Acht! Wenn es mein Vater erfährt!

— Er wird es morgen, wenn er aufsteht, erfahren: ich verberge dem Herrn Herzoge von Orleans Nichts, Madame. Und wozu wäre das auch gut? Er würde es doch erfahren, und zwar auf eine üble Art. Ich ziehe vor, es ihm selbst zu sagen.

— Wahrlich, das ist bequemer und geschickter.

— Es ist offenherziger, Madame!

— Mein Gott, Marquise, was für ernste Worte! Wo nehmen Sie sie her? Sie ändern das Wörterbuch, wie mir scheint.

— Madame, ich rede stets die Sprache derjenigen, die mich hören.

— Ah gewiß, und die, die sie am besten sprechen, ist die englische der Soupers im Palais-Royal.

— Vorzüglich, wenn mir Ihre königliche Hoheit Antwort giebt.

— Ah, Madame, ich werde es nicht wagen, mich mit Ihnen auf eine und dieselbe Stufe zu stellen. Sie



sind uns in Allem überlegen, und wir müssen das Haupt beugen.

— Ueberlegen! Ew. Königliche Hoheit ist sehr bescheiden; Sie wissen sicherlich in allen Dingen mehr, als ich.

— Ich kann dieses Compliment nicht annehmen.

— Mein Gott, Madame, es kommt nicht von mir allein; fragen Sie nur, man wird Ihnen überall dasselbe sagen — Ihr Ruf ist gegründet.

— Ich bin noch zu jung für so viel Verdienste.

Der Streit ward lebhaft. Die stolze und hoffährtige Herzogin von Berry war nicht die Frau, die sich, um zu vermitteln, auf ihren Rang und ihre Macht als Vorzüge berief. Sie hielt sich auf dem Gebiete des Scherzes, und die Marquise ging als eine geschickte Schwätzerin darauf ein.

Herr von Riom schwieg.

Ich hörte zu.

Herr von Aydie folgte beiden kämpfenden Parteien mit den Blicken. Er verblieb in der natürlichsten und bescheidensten Haltung, als ob er durchaus nicht der Preis des Kampfes wäre, und ein Uneingeweiheter würde auch nicht daran gezweifelt haben.

Die Prinzessin begann nach einem Augenblicke wieder:

— Demnach, Madame, wird man im Hôtel Parabère soupiren?

— Ich hoffe es.

— Und wenn ich mich dazu einladen würde?



— So würde ich glücklich sein, Ew. Königliche Hoheit zu empfangen.

— Wahrhaftig?

— Wahrhaftig! Versuchen Sie es.

— Ich habe große Lust dazu.

— Und Ihre Ermüdung?

— Ich werde sie überwinden. Außerdem wird ein improvisirtes Souper mir nicht übel bekommen, da Sie nicht Ihr „Im Falle" haben, wie der König.

— Vielleicht!

— Und dann ist die Marquise eine Fee, fügte Herr von Riom hinzu. Mit einem Schlage ihres Zauberstabes läßt sie Alles erstehen, was nöthig ist.

— Mein bester Graf, wie wäre es, wenn wir sie einmal auf die Probe stellten?

— Ich fürchte für Ihre Gesundheit, Madame. Das Ausgehen in später Nacht, das Wachen...

— Ah,. bah! Man rufe Frau von Mouchy! Da kommt mir ein anderer Gedanke: Wenn man nun das Souper aus dem Luxembourg zur Marquise trüge?

— Das ist wirklich ein Gedanke; aber es giebt noch einen bessern, fuhr Herr von Riom fort. Nehmen wir das Souper einfach gleich hier ein, damit es in den Straßen nicht kalt werde.

Dieser Vorschlag ward mit Beifall angenommen, denn es sehnte sich ein Jeder nach der Tafel.

Wir soupirten.



Während des Essens ward der Wortkrieg fortgesetzt unter den beiden Rivalen, und der glückliche Chevalier gerieth in ein Kreuzfeuer von Blicken und Provocationen. Herr von Riom, Frau von Mouchy und ich, wir unterhielten uns während dieser Zeit mit einer köstlichen Ruhe. Wir blieben bis fünf Uhr Morgens beisammen — der Augenblick der Trennung sollte der seltsamste werden. Frau von Parabère schien im Vortheil zu sein, als sie fortging. Die Prinzessin bat wiederholt um Verzeihung; ich erkannte den Zweck nicht sogleich, doch bald ward er mir klar.

— Herr von Riom, sagte sie, Sie haben meine Befehle vollzogen — ich danke Ihnen dafür.

Da die Prinzessin diese Formel nicht für gewöhnlich beobachtete, so setzte sie mich in Erstaunen.

— Dies ist meine Pflicht, Madame; außerdem krönt Ew. Königliche Hoheit alle meine Wünsche, wenn sie meinem Cousin ihre Huld zu Theil werden läßt. Dieses reizende Gemach gefällt aller Welt, er wird sich darin befinden, wie der glückliche Prinz aus dem Feenmärchen.

Der Chevalier wohnte im Luxembourg!

Dieser Schlag war nicht zu pariren, man mußte sich ihm unterwerfen. Die Marquise fügte sich, ohne zu zeigen, was es ihr kostete. Sie nahm sich vor, sich zu rächen, und sie rächte sich. Acht Tage später verließ der Chevalier von Aydie den Luxembourg, und zwar unter

dem Vorwande wichtiger Geschäfte in der Stadt, die seinen Aufenthalt in dem Palaste nicht gestatteten.

Es ist wahr, er kehrte oft dahin zurück; aber er ging nicht nur allein nach dem Luxembourg, und Niemand konnte sich über ihn beklagen. Frau von Parabère fragte ferner nicht danach.

Zwanzigstes Kapitel.

Der Chevalier war demnach in diese beiden Liebschaften getheilt, ohne die Zerstreuung zu rechnen, die sie gewährten. Man riß sich um ihn. Er galt für den ersten Modemann von Paris, und er verdiente diesen Ruf in jeder Beziehung. Er war der hübscheste, der beste, der liebenswürdigste junge Mann, selbst der sanfteste und anmuthigste, Nichts fehlte ihm! Er kam sehr oft zu mir, und ich empfing ihn mit großem Vergnügen. Ich war seine Vertraute — eine seltsame Rolle für eine Frau in meinem Alter! Ich wollte keine andere bei ihm spielen, und er forderte es auch nicht.

Ich weiß nicht, durch welchen Zufall er bis dahin der Aissé noch nicht begegnet war, oder richtiger gesagt, die Rückkehr des Herrn von Feriol und seine schlechte Gesundheit nahmen die schöne Griechin völlig in Anspruch, und sie besuchte mich nur heimlich auf Augenblicke zu einer Zeit, wo ich Niemand empfing.

Eines Tages hatte sie sich frei gemacht, sie kam Morgens zu mir und versprach, bis zum Abend zu bleiben.

Wir wollten eben ausgehen, um Einkäufe zu machen, als man den Chevalier von Aydie ankündigte. Er war

so schön, so elegant und geschmeidig, als ob er durch ein Wunder in diesen Zustand versetzt sei. Seine schönen Augen hatten nicht ihres Gleichen, außer denen Aissé's, und, jetzt kann ich es wohl sagen — außer den meinigen. Sie waren in diesem Augenblicke so glänzend, daß man ihre Blicke nicht ertragen konnte. Meine schöne Freundin war wie geblendet, sie senkte ihre langen Augenwimpern vor diesem strahlenden jungen Manne.

Wie überrascht blieb er vor ihr stehen. Auf beiden Seiten schien ein Blitzstrahl gezündet zu haben. Ich habe noch nie eine ähnliche Verlegenheit gesehen. Ich machte mir das Vergnügen, weder den einen, noch die andere zu nennen, um eine größere Verwickelung herbeizuführen. Ich weidete mich an ihrem Erstaunen. Als ich dem Chevalier vorschlug, uns zu begleiten, willigte er entzückt ein, und ich war grausam genug, seine Geberden unbeachtet zu lassen, die mich flehentlich baten, ihm zu sagen, mit wem er spräche, ihm zu eröffnen, wer diese Sylphide, diese Gottheit, diese Göttin der Jugend sei. Ich blieb taub und schwieg.

Auch Aissé war sehr neugierig, wenigstens gab sie es zu erkennen. Sie richtete ihren schönen Blick auf mich und belauerte jedes meiner Worte, um den Namen zu erhaschen, den ich so hartnäckig verbarg. Ich blieb beharrlich und wandte jede nur erdenkliche boshafte List an, um sie in der Ungewißheit wie auf einem Maskenballe zu lassen.

Ich lud den Chevalier zum Diner ein; er nahm die

Einladung eifrig an. Seine Leute, die wußten, daß er bei mir war, brachten ihm zwei oder drei Liebesbriefchen; er steckte sie in die Tasche, ohne sie zu lesen. Man fragte an verschiedenen Orten nach ihm: er kümmerte sich nicht darum; er sah nur Aissé, in die er bereits so verliebt war, als ob er es sein ganzes Leben hindurch bleiben sollte.

Am Abend kam ein alter Intendant des Herrn von Feriol, um Aissé in der Carosse zu holen. Mein Laquais, der dies ankündigte, machte zwei Herzen zu gleicher Zeit schlagen.

— Die Leute des Herrn von Feriol erwarten Demoiselle Aissé! sagte er.

— Das ist also Demoiselle Aissé, die schöne Griechin, dachte der junge Mann — nun wundere ich mich nicht mehr!

— Leider! Wer ist denn dieser reizende Cavalier? fragte sich das junge Mädchen. Madame Dü-Deffand ist grausam, daß sie es mir nicht mittheilt.

Ich blieb standhaft bis zu dem Augenblicke des letzten Abschiedes, da wandelte mich eine kleine Schwäche an.

— Herr Chevalier von Aydie wird Ihnen bis zu der Carosse die Hand reichen, meine Königin, dann wird er sogleich zurückkehren, um mit mir zu soupiren. Ich habe keine Gesellschaft, und trotz der zahlreichen Einladungen wird er mir dieses Opfer bringen

Der gute Knabe verfehlte nicht, es zu bringen. Wollte er denn nicht von Aissé sprechen hören, wollte er nicht

die kleinsten Einzelheiten ihrer Geschichte und ihrer Abenteuer erfahren? Und wollte er nicht wissen, welche Absichten und Neigungen Herr von Feriol, Argental und Pont-de-Veyle hatten? Eine wahre Liebe erfaßt Alles in und mit einem Augenblicke.

Leichter wie eine Feder kehrte er zurück; er ließ sich vor mir auf die Kniee nieder und richtete tausend alberne Fragen an mich, wie ein großer Knabe an seine Mutter.

Ich lächelte und wartete, daß er sich deutlicher aussprechen solle.

— Ach, Madame, wie schön ist sie! rief er endlich. Wie liebenswürdig! Ich möchte sie wohl wiedersehen!

— Wahrhaftig?

— Gewiß!

— Ich glaube es wohl!

— Dies also ist die Aissé, von der man so viel spricht! Diese junge Circassierin wird einem alten Herrn geopfert, und die beiden Brüder Argental und Pont-de-Veyle machen ihr zugleich den Hof — ach, mein Gott, ich bin sehr unglücklich!

— Was erzählen Sie mir da, Chevalier? Was bedeuten diese Impertinenzen?

— Wie?

— Es giebt keinen Herrn, es giebt keine Brüder!

— Mein Gott!

— Dies Alles sind alberne Erzählungen, denen Sie nicht einen Augenblick glauben müssen, jetzt, wo Sie sie gesehen haben.

— O glauben Sie mir, Madame, ich dachte es wohl, aber aus Furcht, mich lächerlich zu machen, wagte ich nicht, es zu gestehen. Ein Gesicht wie das ihrige kann nicht betrügen!

— Aissé ist eben so rein und gut, als sie schön ist, mein Herr; wenn Sie sie näher kennen, werden sie nicht daran zweifeln.

— Ach, Madame, werde ich sie denn wirklich noch näher kennen lernen?

— Warum nicht? Sie können sie hier treffen, bei Frau von Parabère, bei Frau von Feriol, und selbst bei Herrn von Feriol, der, ungeachtet seiner Krankheit, einige Freunde empfängt.

— Ich werde von morgen an zu seinen Freunden gehören, ich will es! Werden Sie mich dort einführen?

— O, wie eilig sind Sie, mein Herr! Ich habe Sie noch nie so gesehen. Aber ich bitte Sie, was machen Sie mit den andern?

— Madame, es giebt solche Andere nicht!

— Habe ich sie nicht gesehen?

— Madame, von heute an giebt es keine Andere mehr!

— Wie, Sie geloben Treue an, ehe Sie wissen, ob man Sie erhört? Das ist köstlich! Das trifft man nirgends an. Sie stehen im Begriffe, ein Amadis zu werden.

— Gleichviel, wenn Sie sich nur für mein Schicksal interessiren; andernfalls kann ich nicht mehr leben. Und

was kümmert mich das, was andere Leute von mir sagen werden?

Von diesem Tage an lebte der Chevalier, wie er gesagt hatte, nur für die schöne Griechin; er brach alle übrigen Beziehungen ab, er vernachlässigte sein Vermögen und widmete seine Zeit ausschließlich diesem neuen Götzen, den er sich erwählt hatte.

Aissé, die bisher so grausam und difficil gewesen, ließ sich eben so schnell fangen, als sie ihren Geliebten gefangen hatte. Sie besuchte mich am folgenden Morgen. Ich hatte das Seitenstück zu der Scene vom vorigen Abende, nur gestand sie mir Nichts, sie ließ mich Alles errathen.

Ich fand, daß Einer für den Andern geschaffen war. Sie interessirten mich mehr, als ich sagen kann. Ich hätte Beide wohl verheirathen mögen, und sah dabei durchaus kein Hinderniß, da der Chevalier sein Gelübde noch nicht abgelegt hatte.

Aissé war zwar nicht von hoher Geburt, es ist wahr, und sie besaß nur ein mittelmäßiges Vermögen; aber sie war so vollkommen, daß dieser Umstand Alles aufwiegen mußte.

Die Welt und die Verwandten dachten nicht wie ich.

Der Chevalier verschaffte sich überall Zutritt, wo er seine Vielgeliebte sehen konnte. Er dachte nur an sie und fing an, ihr Herz regelmäßig zu belagern. Das gute Kind widerstand ihm, es widerstand selbst der eigenen Neigung. Sie hatte geschworen, klug zu bleiben

und nicht zu lieben. Und dennoch liebte sie unwillkürlich. War der erste Eid einmal vergessen, so mußte der zweite schnell folgen.

Ich war die unschuldige Ursache von diesem Falle, das heißt, ich bot dem Teufel, ohne es zu wollen, Gelegenheit, zu siegen; er hätte sie auch wohl ohne mich gefunden!

Ich hatte in Auteuil ein kleines Haus gemiethet, um einige Tage der schönen Jahreszeit dort zu verleben. Oft blieb ich dort eine halbe Woche, oft auch mehrere Wochen hintereinander, und dann kehrte ich nach Paris zurück.

Der Chevalier und Aïssé kamen oft dahin, sie trafen sich, ohne daß eine Verabredung vorangegangen war, sie erriethen sich.

Etwas Aehnliches habe ich nie gesehen.

Eines Morgens, als ich mich dessen am wenigsten versah, ward ich durch einen Brief des Herrn Dü-Deffand nach Paris zurückgerufen; mir blieb nicht so viel Zeit, Jemanden davon in Kenntniß zu setzen. Der Zufall wollte es, daß gerade an diesem Tage die beiden Liebenden ankommen sollten: der Chevalier traf zuerst ein, dann Aïssé. Als Herr von Aydie mich nicht fand, ging er mit seinen Gedanken und Hoffnungen in dem Parke spazieren. Da hörte er die Stimme seiner Geliebten, die meine Abwesenheit beklagte, und nicht wußte, wie sie nach Paris zurückkommen sollte, da sie ihren Wagen fortgeschickt hatte.

Er eilte ihr sogleich entgegen.

Sie war bei seinem Anblicke so bestürzt, daß sie nicht zu antworten vermochte, als er sich erbot, sie zu Herrn von Feriol zu begleiten.

Das Herz ist entschieden unklug, es läßt sich nicht daran zweifeln.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die beiden armen Kinder befanden sich zum ersten Male allein und ungestört einander gegenüber. Es war einer jener schönen Tage, wo Alles in der Natur liebt. Die Probe war sehr stark. Seit zwei Jahren hatte Aissé widerstanden, seit zwei Jahren hatte sie ihrem Ritter selbst ein Geständniß verweigert. War dies in jenen Zeiten nicht eine Tugend ohne Gleichen, und unter der Regentschaft unwahrscheinlich?

Aissé hatte ihren Wagen zurückgeschickt und Aydie hatte den seinigen auf zwei Stunden verabschiedet — sie waren also gezwungen, bei einander zu bleiben, spazieren zu gehen, zu plaudern und sich anzusehen. Der Chevalier ließ es daran nicht fehlen; er ließ es selbst daran nicht fehlen, sich zu beklagen. Sie hörte ihn an, ohne zu antworten, ihr Herz klopfte heftig; sie fürchtete mehr sich selbst, als ihn, denn ihre Seele strömte über vor Glück, und dieses Glück mußte sie bewegen, sich schwach finden zu lassen; der Schwäche würde sie weniger widerstehen, als dem Schmerze.

Er versuchte, von der verschmähten Liebe zu sprechen,

die sein ganzes Dasein dergestalt anfüllte, daß durchaus kein Raum für etwas Anderes mehr darin sei.

Anfangs verbot sie ihm nicht, davon zu reden, dann hörte sie ihn an, dann antwortete sie ihm, dann gestand sie ihm, daß sie diese Liebe theile, dann hatten sie keine Geheimnisse mehr vor einander, und schließlich kehrten sie in einem und demselben Wagen nach Paris zurück, wo sie sich in der Nacht erst verließen. Die arme Aissé gehörte sich nicht mehr an.

In meinem Leben habe ich ein solches Glück und eine solche Liebe nicht gesehen. Das Anschauen derselben gewährte mir ein wahres Vergnügen. Diese beiden Wesen beteten sich an. Aissé empfand Gewissensbisse, aber sie ließ sie den Chevalier nicht merken, weil sie fürchtete, ihn zu betrüben und ihm Besorgnisse zu bereiten. Diese Gewissensbisse aber nagten an ihr, daß ihre Gesundheit davon angegriffen wurde. Eine erschreckliche Brustkrankheit stellte sich ein, die sie sichtlich schwächte. Wir Alle bemerkten es und fragten sie unaufhörlich, ob sie leide, und warum sie sich nicht darüber beklagte.

— Ich leide nicht, mir fehlt Nichts! antwortete das sanfte Wesen. Finden Sie mich denn so verändert? Ach, sagen Sie dem Chevalier Nichts davon, ich beschwöre Sie! Er würde sich unnöthig grämen.

Es war nicht nöthig, daß wir es ihm sagten, er sah es. Aber auch er schwieg, um die Kranke nicht noch mehr anzugreifen. Dies war ein seltener und rührender Wettstreit der Zärtlichkeit.

Darüber ward Aïssé schwanger. Sie wagte nicht, es Jemandem zu gestehen, nicht einmal mir; der Frau von Feriol, die sie ohne Mitleid gefunden haben würde, verbarg sie es sehr sorgfältig. Die ersten Monate verbrachten die Liebenden damit, sich abwechselnd zu freuen und trostlos zu machen. Sie suchten alle Mittel auf, um ihren Fehltritt zu verbergen. Die junge Mutter bedurfte einer Stütze und einer Zuflucht — aber wo waren diese zu finden, da sie nur Fremde um sich hatten?

Sie wollte Herrn von Argental Alles entdecken; der Chevalier widersetzte sich dem, seine Eifersucht ließ es nicht zu. Er beharrte darauf, daß sie sich im Gegentheil mir entdecken sollte, ich wäre ja die Freundin Beider und würde gewiß helfen. Er täuschte sich nicht. Ich erfand wirklich eine List, und war bei der Ausführung derselben behülflich.

Eines Abends sehr spät kamen Beide zu mir. Ihr Aussehen war verstört, sie sprachen nicht und suchten sich gegenseitig zu ermuthigen. Da ich dieses Benehmen nicht begriff, so fragte ich sie:

— Sie werden mit mir soupiren, nicht wahr?

— Wir werden nicht essen.

— Wahrhaftig! Dies ist eine der Regeln Ihres künftigen Haushalts. Man soupirt nicht? Dann gehöre ich nicht zu Ihrem Echo.

Der Chevalier nahm meine Hand und sagte:

— Madame, lachen Sie nicht, Sie betrüben mich.

— Sind Sie denn traurig?

— Bis zum Tode.

— Aber was haben Sie denn? Sie machen mich besorgt.

— Madame, wenden Sie sich an Fräulein Aissé.

— Nein, nein! rief diese, indem sie in Thränen ausbrach und ihr Gesicht mit den Händen bedeckte; lassen Sie sich von dem Herrn Chevalier erzählen.

— Ich will Sie Beide anhören, vorausgesetzt, daß Sie sprechen werden. Was giebt es denn?

— Wenn Sie wüßten, beste Madame, wie glücklich ich bin!

— Man zweifelt nicht im Geringsten daran. Und Sie, meine Königin?

— Auch ich bin glücklich; aber zugleich auch in Verzweiflung.

— Das läßt sich schwer mit einander vereinbaren... indessen... ach ja, ich errathe... Ach, meine armen Kinder, das ist sehr ernsthaft!

— Ich bin verloren!

— Verloren, Sie, Aissé? Sie werden meine Frau vor den Menschen, wie Sie es bereits vor Gott sind. Ich wiederhole feierlich die Aufforderung dazu.

— Schweigen Sie, schweigen Sie! Sprechen Sie diese Lästerung nicht aus. Ich, Ihre Frau?

— Dies scheint mir das Natürlichste von der Welt zu sein, und Sie können nichts Besseres thun.

— Madame, sprechen Sie nicht davon! antwortete sie sehr ernst.

— Was glauben Sie denn, was nun werden soll? Von Madame Feriol, die nur einen Vorwand wünscht, haben Sie Nichts zu erwarten.

— Wir wissen es wohl.

— Und nun?

— Nun sind wir zu Ihnen gekommen, um uns Ihre Hülfe, Ihren Schutz und Ihren Rath zu erbitten.

— Das ist sehr schwierig! Aissé komme zu mir, und ich stehe für Alles.

— Unmöglich, Madame; man wird mich hier sehen!

— So lassen Sie mich überlegen. Wir brauchen eine unabhängige, fremde Person, die Sie weit fortführen kann.

— Fort von ihm? O nein, Madame! In diesem Augenblicke will ich nicht von ihm getrennt sein, es möge kommen, was wolle.

— Es muß aussehen, als ob man sie entführt hätte, und Sie verbergen sich. O, wie viel Andere haben das schon gethan! Geduld... ach, mein Gott! Wir suchen das Fehlende, und es liegt uns auf der Hand: die Marquise von Villette...

— Nun?

— Sie reis't nach England. Denken Sie nicht daran?

— Es ist wahr!

— Die Marquise und Lord Bolingbroke lieben Sie zärtlich — ich werde mit ihnen sprechen. Sie wird so gescheidt sein, Sie mit sich zu nehmen; Sie verbergen sich hier in irgend einem Winkel, und, mit Hülfe der treuen Sophie, der Liebe des Chevalier's und meiner zärtlichen Freundschaft lassen Sie die Dinge so gut als möglich gehen, ohne daß Jemand darum weiß. Später erscheinen Sie wieder, und die Sache ist abgethan.

— Ach, Sie sind unsere Retterin, unser schützender Engel! rief der Chevalier.

Aissé warf sich in meine Arme, und hielt mich lange Zeit umschlungen. Wir weinten Beide. Es giebt Thränen, die zu vergießen süß sind — zu dieser Kathegorie gehörten unsere Thränen. Wir blieben bis über Mitternacht hinaus beisammen, um zu plaudern und unsern Plan reiflich zu überlegen, der auch eben so ausgeführt ward.

Beruhigt verließen sie mich.

Am folgenden Morgen besuchte ich Mylord Bolingbroke und die Marquise. Ich theilte ihnen das Geheimniß unserer Freunde mit, und bat sie um Hülfe und Verschwiegenheit. Sie versprachen Alles zu thun, was ich wollte, und ich muß bekennen, daß sie treulich Wort gehalten haben.

Die Marquise selbst ging zu Frau von Feriol und bat sie, Aissé auf einige Monate mit sich nach England

nehmen zu dürfen. Frau von Feriol, die sich wenig um sie kümmerte, willigte ein. Anders aber war es mit Argental und Pont-de-Veyle: nur mit Mühe konnten sie sich von ihr trennen. Und doch mußte es geschehen.

Die schöne Türkin reis'te in der Carosse der Marquise nach London ab; die Carosse machte eine kleine Tour, kam Abends nach Paris zurück, hielt vor einem kleinen Hause dicht am Walle, unweit der Straße Grange-Batelière nach der Seite von Ville-l'Eveque zu, Aïssé stieg aus, und Niemand konnte vermuthen, daß sie sich in diesem verlorenen Lande befände.

Hier blieb sie sechs Monate verborgen, ohne daß sie ihren Garten verließ. Um allen Verdacht zu entfernen, schrieben wir uns Briefe, welche die Marquise von London aus expedirte. Man hat nie Etwas geahnt.

Zwei oder dreimal wöchentlich besuchte ich sie. Bis zur Unkenntlichkeit verkleidet, nahm ich am Ende der Welt einen Fiacre, und fuhr zu ihr. Sie schenkte der Welt ein kleines Mädchen, das sie Cäsarine Leblond nannte. Unter diesem Namen ward es auch in das Kirchenregister eingetragen.

Als Mylady Bolingbroke später nach England zurückkehrte, nahm sie das Kind unter dem Namen Miß Blank mit sich. Sie behielt es bis zu seinem sechzehnten Jahre bei sich, und es galt allgemein für die Nichte Mylords. Später ließ man es zurückkommen, und brachte es in das Kloster Notre-Dame de Sens, von dem Frau von

Villette, die Tochter aus erster Ehe der Marquise, Aebtissin war.

Alles ging auf das Beste. Der Roman schien beendet, aber er begann im Gegentheil erst, und wir sollten bei diesen beiden Wesen Wunder von Gefühlen sehen, deren sie allein nur fähig waren. Und sie allein nur konnten der Welt ein solches Beispiel geben.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Trotz ihrer Jugend, trotz ihrer heroischen Entschlüsse, war die arme Aissé das zärtlichste Geschöpf, sie liebte ihren Chevalier mit einer Leidenschaft, die unserer Zeit nicht angehörte. Man hätte glauben mögen, sie sei einem Oriani oder einem Amadis bestimmt gewesen. Sie begnügte sich nicht damit, es ihm zu sagen, sie hatte selbst die Schwachheit, es ihm zu beweisen. Aber wie fürchtete sie sich vor Frau von Feriol! Wie verbarg sie sich vor ihr! Wie log sie ihr in das Gesicht, wenn diese sie wegen dieser Liebe plagte.

— Nein, Madame, sagte sie, ich liebe den Chevalier nicht; sein Geist gefällt mir, seine guten Manieren und seine Liebenswürdigkeit ziehen mich an, aber von Liebe ist keine Rede.

— Mein Gott, ich mache Ihnen kein Verbrechen daraus, man ist ja nicht Herrin seines Herzens. Aber ich möchte wohl wissen, ob der Chevalier Sie heirathen würde. Und wer sollte sie wohl heirathen, meine arme Kleine? Man ist allgemein davon überzeugt, daß Sie in der strengsten Bedeutung des Worts die Sklavin des Gesandten gewesen sind.

— Gott weiß es, daß es glücklicherweise nicht der Fall gewesen ist!

Diese kleinen Scenen wiederholten sich oft. Aissé hat sie mir später alle erzählt, denn damals theilte sie sich Niemandem mit. Frau von Feriol würde es nicht gewagt haben, sie zu sehr zu tadeln, sie, die sich mit ihrem alten Marschall von Uxelles brüstete; aber sie wollte das Herz Aissé's und das des Chevalier's, selbst ihre kleinsten Seufzer, beherrschen, sie sollten durchaus nicht zweier verschiedenen Willensmeinungen sein.

Damit Nichts fehle, mischten sich auch noch Verfolgung und Eifersucht in die Angelegenheit ihres Herzens. Sie selbst gaben den Grund dazu nicht, denn das Band, das sie umschlang, war zu sanft, zu fest; wohl aber ein mächtiger Fürst, der Herzog von Orleans.

Aissé war mit Frau von Parabère sehr vertraut; sie hegte, wie alle Die, die sie kannte, eine wahrhafte Freundschaft für diese Dame. Es lag viel Gutes in Frau von Parabére; daß sie galant war, geht Niemand etwas an. Sie war eine zuverlässige, treue und ergebene Person, von der man sich der Gewährung einer jeden Bitte versichert halten konnte. Beweise davon hat sie allen ihren Freunden gegeben, und ich habe selbst einmal gesehen, daß sie ihre Diamanten versetzte, um eine alte Verwandte, Frau von La Vieuville, die sie seit ihrer Kindheit liebte, aus einer Verlegenheit zu ziehen.

Aissé war ihr also sehr zugethan, und sie stattete ihr oft Besuche ab.

Eines Tages traf sie den Regenten dort an, dem, wie aller Welt, ihre Schönheit auffiel. Fiel dem Regenten eine Schönheit auf, so trug er auch Verlangen darnach.

Er faselte mehrere Tage lang so viel von der schönen Griechin, daß seine Roués ihm sagten, er möge sich der Geliebten des Herrn von Feriol, des Gesandten, bemächtigen.

Der Regent hatte bei allen seinen Ausschweifungen dennoch eine gute Seite, und dies war seine natürliche; die schlechte kam von Dübois und Consorten.

— Es ärgert mich, daß sie trotzdem so rein und keusch aussieht, sagte er.

— Ach, gnädigster Herr, wer kann diesem Aussehen trauen?

Sie brachten es durch Ueberredung dahin, daß sie ihn bewogen, das arme Mädchen ohne Weiteres entführen zu lassen.

Eines Morgens kam sie sehr früh aus der Messe; sie befand sich noch im Negligée und ein kleiner Laquais des Gesandten begleitete sie. Man entführte sie in einem verschlossenen Wagen nach dem Palais-Royal, indem man sie einen Umweg durch entlegene Straßen machen ließ. Dann hielt der Wagen am Fuße der kleinen Treppe, die sie nicht kannte. Damit der kleine Laquais diese Heldenthat nicht weiter erzählte, hatte man ihn ebenfalls mitgenommen.

Aissé verabscheute den öffentlichen Scandal. Sie hatte um Hülfe gerufen. Einige Vorübergehende hatten ihr

beistehen wollen, aber man hatte sie beseitigt. Als sie sah, daß man sie trotz ihrer Gegenbemühungen in den Kasten sperrte, schwieg sie; sie leistete keinen Widerstand mehr und nahm ihre ganze Geistesgegenwart zusammen. Zwei Männer, die in große Mäntel gehüllt waren und die Hüte tief in die Augen gedrückt hatten, begleiteten sie. Der eine dieser Männer beruhigte sie, indem er ihr sagte, daß man ihr Nichts zu Leide thun würde.

— Bin ich denn Staatsgefangene? fragte sie.

— Ja, Mademoiselle, Sie sind eine Gefangene des Staates der Liebe, und wir hoffen, daß Sie Ihr Gefängniß lieb gewinnen werden, sobald sie den Kerkermeister kennen.

Aissé schwieg; sie suchte in ihrer Tasche und überzeugte sich, daß sie einen kleinen Dolch darin hatte, den sie, nach der Gewohnheit ihrer Nation, stets bei sich führte. Sie sah ein, daß Schreien und Widerstand unnütz waren und daß sie Nichts thun könne, als sich für den entscheidenden Augenblick auf die Vertheidigung vorzubereiten. Sie richtete sich im Rücksitze des Wagens ein, und wartete.

Man bat sie, auszusteigen.

Sie that es, und ging die Stufen jener kleinen Treppe hinan, auf der täglich so manche Tugend strauchelte. Festen Schrittes folgte sie ihrem Führer, der sie in ein reizendes Kabinet brachte, wo er sie allein ließ, damit sie Muse hatte, es zu bewundern. Kostbare Gemälde, hohe Spiegel, weiche Polster, einladende Stühle schmückten

dieses Gemach. Auf einer Toilette lagen Gold und eine Menge Edelsteine.

Ein hübsches Kammermädchen trat ein, machte eine sehr zierliche Verneigung, und sagte:

— Mademoiselle, Sie sind hier zu Hause, und ich stehe zu Ihren Diensten. Haben Sie mir Befehle zu ertheilen? Sie dürfen nur wählen.

Dann öffnete sie nach und nach vier Glasthüren und zeigte ihr zugleich:

Ein Schlafzimmer, das einer Venus würdig war;

Ein Bad mit klarem, duftenden Wasser;

Einen Tisch, der dergestalt besetzt war, daß er den Appetit eines Todten reizen mußte;

Und ein Toilettenzimmer, das mit Allem versehen war, was die koketteste und difficilste Frau reizen konnte.

Aissé sah dies Alles mit jenem gleichgültigen, schönen und keuschen Blicke an, den sie auf Alles zu richten pflegte, was nicht der Chevalier war.

— Das ist sehr schön, sagte sie ruhig; aber da man mich in meiner Wohnung erwartet, würden Sie mir einen großen Gefallen erzeigen, wenn Sie meinen Wagen kommen ließen.

Das Kammermädchen sah sie so erstaunt und so verdutzt an, daß Aissé fast in Lachen ausgebrochen wäre.

— Einen Wagen? fragte sie. Warum?

— Damit er mich nach Hause bringe; ich wiederhole es, daß ich Eile habe.

Das Kammermädchen antwortete durch eine Verbeugung und entfernte sich.

Aissé setzte sich auf ein Polster und holte ihren Rosenkranz aus der Tasche; sie begann andächtig das Paternoster zu beten. So wartete sie ein und eine halbe Stunde. Dann öffnete sich eine Thür, die sie vorhin nicht bemerkt hatte, und ein Mann trat ein. Dieser Mann suchte sich zu verstellen. Sie blieb ruhig sitzen und hielt ihren kleinen Dolch in Bereitschaft.

Als der Mann sich näherte, erkannte sie den Regenten.

— Ach, gnädiger Herr, rief sie emporfahrend, Sie kommen, um mich zu befreien!

— Sie befreien, Mademoiselle, wovon? Wer plagt Sie? Sie können fest auf mich zählen.

— Man hat mich gewaltsam entführt, man hat mich hierher gebracht und hält mich nun fest.

— Gefällt es Ihnen hier nicht? Fehlt Ihnen Etwas? Sie haben nur zu befehlen.

— Zunächst, mein gnädigster Herr, möchte ich wissen, wo ich bin.

— In dem Palais-Royal. Wußten Sie es nicht?

— Gnädigster Herr, man hat mich hierher geführt, ohne zu fragen, ob ich damit einverstanden sei.

— Wahrhaftig, Mademoiselle? fragte er bewegt. Ich glaubte nicht... ich glaubte...

— Was glaubten Sie, gnädigster Herr? fragte sie würdevoll.

— Ich glaubte, Mademoiselle, ich glaubte, daß Sie eine fröhliche Person seien, die das Lachen und das Vergnügen liebt. Man hatte mir gesagt, daß Ihnen ein Tag, mit Philpp von Orleans verbracht, nicht mißfallen würde.

— Vollenden Sie, gnädigster Herr. Was hat man Ihnen noch gesagt? Es würde mir lieb sein, wenn ich es erfahren könnte; ich werde Ihnen sogleich darauf antworten.

— O Himmel, meine Schönste, Sie fragen mich auf eine Weise, die mich fast einschüchtert. Sie fragen mich mit der Miene einer Königin, die für die Sklavin des Herrn von Feriol, für die Geliebte seiner beiden hübschen Neffen, für die leicht zu erringende Freundin aller Derer, die sie suchen und sich ihrer als Göttin von Paphos bedienen, überhaupt für die glückliche Zeit nicht paßt, in der wir leben.

— Hat man Ihnen dies eingeredet, mein gnädigster Herr? Ah, dann begreife ich Alles, und entschuldige Sie. Aber ich habe Ihnen noch ein Wort zu sagen: ich liebe einen Mann, den Sie nicht genannt haben, und an den Sie ohne Zweifel nicht denken. Außer diesem Manne giebt es keinen, der mir die Spitze meines Handschuhs geküßt hat, gnädiger Herr; außer diesem Manne existirt Niemand, und wäre er ein Fürst, der von mir einen Blick erlangen wird.

— Ah, entgegnete der Regent erstaunt, steht es so, Mademoiselle?

— Ja, so steht es, mein gnädigster Herr. Ich werde weder schreien, seufzen, noch klagen, denn dies liegt nicht in dem Charakter meiner Nation; aber wenn man mir Gewalt anthun will, so besitze ich das Mittel, mich davor zu wahren. Vergessen Sie das nicht!

— Ihnen Gewalt anthun, Mademoiselle? Gott soll mich davor bewahren! Ich brauche Niemandem Etwas zu stehlen, und wenn Sie sich in meiner Gegenwart unglücklich fühlen, so lasse ich Sie auf der Stelle in Ihre Wohnung zurückführen. Aber Sie haben mein höchstes Interesse erweckt, und ich möchte Sie nicht entlassen, bevor ich Ihnen nicht den Beweis davon geliefert habe.

— Der schlagendste Beweis würde sein, wenn Sie mich entließen, mein gnädigster Herr!

— Wie, ohne mit mir zu frühstücken?

Aissé richtete ihre Blicke auf den Fürsten, dessen gutmüthiges Gesicht Nichts als diese Worte ausdrückte; sie begriff, daß sie ihn durch Mißtrauen kränkte.

— Gut, so werde ich mit Ihnen frühstücken, gnädiger Herr, sagte sie; aber dann werde ich sogleich zu dem Gesandten zurückkehren — nicht wahr?

— Ich gebe Ihnen mein Wort darauf.

Sie frühstückten allein; es war keine dienende Person zugegen.

Aissé sah ihr Morgenneglig é an, und fragte nach dem Kammermädchen. Es kam, und empfing den Befehl, einen Wagen kommen zu lassen und die schöne Griechin

zu begleiten. Der Fürst bot Aissé ein Armband von großem Werthe an, zum Andenken, wie er sagte.

— Nein, gnädigster Herr; wir werden einander dennoch gedenken. Erlauben Sie mir, das Armband diesem jungen Mädchen zu schenken, es mag ihr als Aussteuer dienen und sie in den Stand setzen, ein ehrbares Geschäft zu betreiben.

Noch vor Mittag waren Aissé und der kleine Laquais zu Herrn von Feriol zurückgekehrt; er hatte nicht einmal ihre Abwesenheit bemerkt.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die schöne Aissé hatte ihr Abenteuer nur Frau von Parabère und mir erzählt; dem Chevalier verschwieg sie es, da sie nicht wollte, daß er die Sache laut werden ließe; eine Andere würde nicht so gehandelt haben. Aber sie mußte es ihm dennoch sagen, da man ihm die Sache, nach der Voraussicht der Herren Roué's, anders erzählt hatte. Herr von Aydie bewunderte dieses achtbare Wesen, und liebte sie dafür mit ganzem Herzen. Es war eine Zärtlichkeit „zum Entzücken", wie irgend ein Dichter sagt.

In einer kleinen Wohnung, die dicht neben dem Hause der Frau von Parabère lag, sahen sie sich und hier blieben sie Tage lang bei einander. Außer Frau von Feriol wußten alle ihre Freunde um dieses vertrauliche Verhältniß, und alle interessirten sich lebhaft dafür. Mylord Bolingbroke und Frau von Villette vorzüglich betheiligten sich bei dieser Angelegenheit, daß Letztere, als Aissé sich von einer süßen Last gedrückt fühlte, ausdrücklich nach England reis'te, um die Bedrängte anscheinend mit sich zu nehmen.

Während dieser Zeit schenkte die schöne Griechin, die

sich in der Vorstadt Saint-Honoré in einem einsamen, netten Hause verborgen hielt, der Welt ein Mädchen, das ganz ihrer Mutter ähnlich sah. Die glücklichen Liebenden und Sophie, die treue Dienerin, empfingen das hübsche Kind.

Man ließ es unter dem Namen Cäsarine Leblond taufen, und übergab es Frau von Villette, als diese nach England zurückkehrte. Dort gab sie es für eine Verwandte Mylord's aus, die Miß Blank hieß. Aïssé konnte sie nach Gefallen besuchen Frau von Villette war ein wenig unbeständig von Natur — ausgenommen in Bezug auf ihren Lord; sie ward der Sache müde und behauptete, sie könne das Kind nicht erziehen.

Man brachte es in das Kloster Notre-Dame in Sans, deren Aebtissin eine Frau von Villette war, die Tochter aus erster Ehe der Marquise.

Hier blieb sie lange Zeit, selbst nach dem Tode ihrer Mutter. Der trostlose Vater nahm sie dann zurück, um sie mit einem guten Edelmanne aus seiner Provinz Perigord, Namens de Nanthye, zu verheirathen. Dieser gute Chevalier war weise, wie Bayard; Voltaire nahm ihn für seinen Coucy zum Muster, ebenso auch seinen Freund, den Chevalier von Fransay. Ich kann nichts Besseres thun, als ein Portrait von ihm abschreiben, das ich einige Jahre später entworfen habe; wir nahmen damals die Mode der Portraits wieder auf, indem wir dem verflossenen Jahrhunderte und dem Hofe der großen Mademoiselle

nachahmten. Man bedenke, daß ich, die redet, Herrn von Lauzun gekannt habe, der sie heirathen sollte!

„Der Geist des Chevaliers von Aydie ist warm, fest und kräftig. Alles an ihm hat die Kraft und die Wahrheit des Gefühls. Man sagte vom Herrn von Fontenelle, er habe statt des Herzens noch ein zweites Gehirn; man könnte glauben, der Kopf des Chevaliers enthalte noch ein zweites Herz. Er bewies die Wahrheit des Ausspruchs Rousseau's: „„unser Herz birgt, was in unserm Geiste wohnt.““

„Die Ideen des Chevaliers sind nie durch eine leere Metaphysik geschwächt, verflüchtigt oder erkaltet. Alles ist erste Bewegung in ihm; er überläßt sich dem Eindrucke, den die Gegenstände auf ihn ausüben, die er behandelt. Oft wird er mehr und mehr davon eingenommen, je nachdem er darüber spricht; oft ist er um das geeignetste Wort verlegen, um seine Gedanken auszudrücken, und die Anstrengung, die er dabei macht, giebt seiner Rede noch mehr Schwung und Energie. Weder Gedanken noch Ausdrücke entlehnt er von Andern; was er erblickt und sagt, erblickt und sagt er zum ersten Male. Seine Definitionen und Bilder sind richtig, kräftig und lebhaft. Mit einem Worte: der Chevalier zeigt uns, daß die Schwäche des Gefühls und der Leidenschaft die erhabene und wahre Beredtsamkeit ist.

„Aber das Herz ist nicht immer fähig, zu empfinden, es hat seine Zeiten der Ruhe: dann scheint der Chevalier

nicht mehr zu existiren. In Finsterniß eingehüllt, ist er nicht mehr derselbe Mensch, man glaubt, er sei von einem Genius beherrscht, der je nach Laune sich seiner bemächtigt, oder ihn verläßt. Alle seine Lichter erlöschen, seine Gedanken sind nicht mehr so richtig, seine Ausdrücke nicht mehr so energisch, sie sind nur übertrieben.

„Man sieht, daß er sich sucht, ohne sich zu finden; das Original ist verschwunden, es bleibt nur noch die Copie. Obgleich der Chevalier nur nach seinem Gefühle denkt und handelt, so ist er nichtsdestoweniger doch der leidenschaftlichste und zärtlichste Mann von der Welt; er wird zu sehr von verschiedenen Gegenständen hingerissen, um einem sich ganz besonders zu ergeben. Seine Empfindsamkeit ist, um so zu sagen, in alle verschiedenen Fähigkeiten seiner Seele getheilt, und diese Ablenkung könnte wohl seinem Herzen als Vertheidigung dienen und ihm eine Freiheit sichern, die um so sanfter und fester ist, als sie sich von der Gleichgültigkeit und Zärtlichkeit gleich weit entfernt. Indeß, er glaubt zu lieben — und täuscht er sich? Er ist leidenschaftlich für die Tugenden eingenommen, die er bei seinen Freunden findet; er spricht mit Wärme von Dem, was er ihnen schuldet; aber er trennt sich von ihnen ohne Mühe, so daß man versucht ist, zu glauben, es sei durchaus Niemand zu seinem Glücke nöthig. Mit einem Worte, der Chevalier scheint mehr empfindsam, als zärtlich zu sein.

„Das Unterscheidungsvermögen des Chevaliers ist klar und scharf, sein Geschmack sehr richtig; er kann bei den

Thorheiten und Fehlern des menschlichen Geschlechts kein gewöhnlicher Zuschauer bleiben.

„Alles, was die Rechtschaffenheit und Wahrheit verletzt, bekämpft er. Ohne Mitleid mit den Verbrechen und ohne Nachsicht für die Lächerlichkeiten, ist er der Schrecken der Schlechten und Dummen. Indem sie ihn übertriebener Strenge und romantischer Tugenden anklagen, glauben sie sich an ihm zu rächen; aber die Achtung und die Liebe geistreicher und verdienstlicher Leute rächt ihn an solchen Feinden.

„Der Chevalier ist zu oft bewegt und angegriffen, als daß sein Humor gleich bleiben könnte; aber diese Ungleichheit desselben ist mehr angenehm, als ärgerlich. Stets war er wahr und natürlich in seinen verschiedenen Veränderungen, er gefällt durch seinen eigenen Fehler, und er würde den angenehmen Eindruck nicht hervorbringen, wenn er vollkommener wäre."

In jener Zeit, als Aissé starb, alterte der Chevalier sichtlich; nie, nie hat er sich über diesen Verlust trösten können, das heißt, nie hat er eine andere Frau geliebt, wie er sie geliebt hatte. Wir sahen ihn sehr oft, aber damals konnten wir ihn nicht auffassen, wir mußten zu seiner schönen Jugendzeit zurückkehren, wo er ein wahrer Romanenheld war.

Er liebte Aissé mit einer Leidenschaft, die an Wahnsinn grenzte. Es ist wahrlich keine Metapher, wenn man sagt, er lebte nur für sie. Er lebte stets in ihrer

Gegenwart, selbst wenn er sie nicht sah. Oft überraschte man ihn in seiner Zerstreuung, und wenn man ihn fragte, was er hätte, fuhr er überrascht empor, und sagte:

— Ach, Verzeihung, es ist wahr, ich war nicht hier, ich war bei ihr!

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Eines Tages kam der Chevalier zu mir; ich hatte ihn seit einer Woche nicht gesehen.

— Madame, sagte er heftig, ich komme, um Sie um Rath zu fragen.

— Mich um Rath zu fragen? Manche unserer Freunde werden ohne Zweifel sagen, daß Sie eine Thorheit begehen wollen.

— Eine Thorheit! Sagen Sie nicht, daß es eine Thorheit ist, ich habe lange darüber nachgedacht.

— Die überdachten Thorheiten sind die größten.

— Madame, Sie haben ohne Zweifel bemerkt, daß Aissé sichtlich abnimmt. Wissen Sie den Grund davon?

— Mein bester Chevalier, man behauptet, daß Sie sich Beide zu viel lieben.

— So meint die Welt! Wir lieben uns nicht zu viel. Kann man sich zu viel lieben? Wir lieben uns, wie wir uns nicht lieben sollen, das ist Alles. Ich erwarte sie; sie wird kommen, und dann werden wir zusammen davon sprechen.

— Mein Herr, Sie sind ein Sphynx!

— Ach, wenn Sie liebten, wie ich liebe! Sie

würden bereits verstanden haben, daß ich daran denke, Aissé zu heirathen.

— Das ist eine große Parthie!

— Sie ist die einzige. Meine Tochter wird einen Namen und eine anerkannte Mutter haben. Ich bin dies meinen Gefühlen für sie schuldig, und ich werde es ausführen.

— Dann bedürfen Sie keines Rathes.

— Madame, Sie kennen Aissé; glauben Sie, daß ich eine Bessere finden könne?

— Gewiß nicht, weder als Freundin, noch als Geliebte; aber als Frau!

— Ach ja, sie hat kein Vermögen, sie ist Sklavin, sie ist die Tochter irgend eines Unbekannten... Sie sind wie Riom, der behauptet, daß seine Familie mir es nie verzeihen werde.

— Ich behaupte das Gegentheil nicht.

— Sie machen mich trostlos.

— Und die Familie hat vielleicht nicht Unrecht, was noch mehr ist. Warum soll man Aissé heirathen lassen? Was entsteht für Sie daraus?

— Sie verstehen mich nicht, Madame! Ich wollte, daß sie käme, und daß Sie sähen, wenn Sie Augen haben.

— Die Liebe, mein armer Chevalier, verdreht Ihnen den Kopf.

Es ist wahr, die Heirath mit dieser guten Aissé würde zu Nichts mehr geführt haben, als zu dem, was sie schon

war. Was sie anbetraf, so war das ein anderes Ding, sie würde Alles gewonnen haben, was sie nicht besaß.

Die liebe Kleine kam; ich fand sie sehr bleich und verändert. Ihr reizendes Lächeln war traurig; aber dennoch war sie sehr glücklich, daß sie ihren Chevalier sah.

— Sehen Sie sie an, Madame, und Sie verstehen mich jetzt.

— Es kommt mir wirklich so vor, daß sie leidet.

— Nein, ich leide nicht, ich versichere es. Ich bin zufrieden, sehr zufrieden.

— Wie?

— Ist er nicht da?

— Ich bin nicht immer da, meine theure Aissé, und dies zehrt uns Beide auf. Es ist nöthig, daß ich stets bei Ihnen bin, und darüber wollen wir reden.

— Mein armer Chevalier, können Sie das Geschehene ungeschehen machen?

— Nein, meine Königin, aber ich kann die Zukunft ordnen.

— Leider! Wie wollen Sie das anfangen?

— Meine Gelübde sind nicht ewig, man kann sie aufheben. Ich habe Protectionen am römischen Hofe — ich werde mich davon entbinden lassen.

— Und dann?

— Dann?

— Nun ja.

— Dann werde ich der Königin meines Herzens mein Leben, Alles, was ich besitze, bringen. Dafür verlange

ich von ihr, daß die Bande, die uns fesseln, unauflöslich sein mögen, und daß sie meine geliebte Frau wird, wie sie jetzt schon meine theure und geachtete Geliebte ist.

Nie werde ich den Ausdruck vergessen, den Aïssé's Gesicht bei diesen Worten des Chevaliers annahm. Sie sah ihn zärtlich, freudig und stolz an, und saß einige Augenblicke schweigend, als ob sie ein Glück einsaugen wollte, das sie nie wiederfinden würde.

— Ach, mein bester Chevalier! rief sie.

Und zwei Thränen rollten langsam wie Perlen über ihre Wangen; sie trocknete diese Thränen nicht.

— Sie willigen ein, nicht wahr? Ich weiß, warum ich Sie deshalb befrage — würden Sie sich weigern können? Sie lieben mich!

— Gott weiß, ob ich Sie liebe, Chevalier!

— Aïssé!

— Und eben deshalb lehne ich Ihren Antrag ab.

— Sie lehnen ab? rief ich.

— Sie lehnen nicht ab? rief der Chevalier, der falsch verstanden zu haben glaubte.

— Ich lehne ab, Madame; ich lehne ab, mein Freund!

Ich glaubte, sie wären Beide toll, toll auf ihre Weise; aber ich hütete mich wohl, dazwischen zu treten. Es giebt Dinge, in die man sich nicht mischen muß.

— Meine theuere Aïssé, sagen Sie nicht, daß Sie

mir mein Glück verweigern, ich werde es niemals glauben.

— Sie haben Recht, es nicht zu glauben, aber glauben Sie an Ihr Unglück. Und in Ihr Unglück werde ich nie willigen.

— Aissé! Meine theuere Aissé!

Er, der Tapfere und Unverzagte, den Kanonen und Schwerdter nicht einen Augenblick wanken gemacht, er weinte. Mein Gott, wie schwach sind doch große Herzen vor ihren Empfindungen!

— Betrüben Sie sich nicht, Chevalier; Gott ist mein Zeuge, daß jede Ihrer Thränen mir schrecklicher ist, als ein Dolchstoß. So lange ich lebe, soll mich Nichts von Ihnen trennen, als Ihr eigener Wille. Was wollen Sie mehr?

— Ich will, daß Sie mir vor den Menschen angehören, wie Sie vor Gott mir angehören; es soll kein menschlicher Wille uns trennen können. Ich will versichert sein, daß ich stets so glücklich sein werde, wie ich es jetzt bin. Sollten Sie so grausam sein, und mich zurückstoßen?

— Mein bester Chevalier, Sie philosophiren wie ein Verliebter von vierzehn Tagen, antwortete sie mit dem so sanften und traurigen Lächeln der Ergebenheit und Zärtlichkeit; wenn ich Sie heirathete, so gäben Sie Ihren Namen einer Sklavin, der Tochter eines Kameeltreibers, einem Geschöpfe, das man beschuldigt, es habe

einem Herrn angehört, und habe sich sogar schlecht betragen. Kurz, ich bin Ihrer nicht würdig, Chevalier von Aydie, Ihre Familie wird uns Beide zurückstoßen, und sie hat Recht, wenn sie uns zurückstößt. Ich werde es nicht dulden, daß Ihnen meinetwegen irgend ein Kummer oder eine Beleidigung zugefügt werde.

— Ein Kummer! Bereiten Sie mir nicht einen größern, als dieser ist? Eine Beleidigung! Giebt es eine größere, als mich zurückzustoßen? Demnach verschmähen Sie mich wohl?

— Ich bewundere, ich verehre Sie, ich bete Sie an, und ich werde es stets für einen hohen Ruhm erachten, daß Sie mich für würdig gehalten, Ihre Gattin zu werden. Die einzige Art zu beweisen, daß ich es verdiene, ist, Sie zu bitten, diesen Wunsch zu vergessen.

— Ach, Madame, Sie hören und sehen sie; Kummer und Gewissensbisse tödten sie — ja, sie hat Gewissensbisse, sie ist unglücklich über mein Glück, und deshalb will sie es mir rauben. — Die Grausame will sich von mir trennen!

Nun schlossen sie sich einander in die Arme, und Nichts konnte rührender sein, als die Unterhaltung, die nun folgte; sie hätte einer Bildsäule Thränen entlocken müssen.

Aber Aissé blieb fest; um sie nachgiebig zu machen, sprach er von seiner Tochter und dem Vortheile, der ihr daraus erwüchse.

— Sie wird keinen Vortheil davon haben, antwortete sie. Meine Tochter wird eben so gern gesehen und geehrt sein, wenn Sie die Mutter in ihrer bescheidenen Stellung lassen. Wenn Sie mich nicht heirathen, werden Sie Niemanden heirathen.

Die Klugheit und Logik dieses jungen Mädchens waren bewunderungswürdig, sie opferte ihre Zukunft der ihres Geliebten, und Nichts konnte sie erschüttern.

Jeden Tag wiederholte er sein inständiges Bitten, und auch uns ging er an, sie zu überreden; er beschuldigte uns der Herzlosigkeit und daß wir seinen Tod wollten, weil wir Aissé seinem Wunsche nicht geneigt zu machen suchten.

Frau von Villette und Lord Bolingbroke thaten Alles, was sie vermochten; ich zeigte weniger Eifer, ich bekenne es, denn ich fand diese Verbindung wenigstens unnütz. Die beiden Liebenden erschienen mir, wie sie waren, glücklicher und mehr an ihrem Platze. Eine Heirath war mir ein schwarzes Ungeheuer, die meinige lastete schwer auf mir.

So blieben die Dinge lange Zeit, bis der Zufall ihnen eine Person beigesellte, die die Katastrophe beschleunigte und diesen hübschen und gefühlvollen Roman zu Ende führte.

Es ist mir nie möglich gewesen, so zu lieben, und ich habe stets Gott dafür gedankt, denn mir scheint, daß die heftigen Leidenschaften den Menschen, und vorzüg-

lich den Frauen, geschickt sind, um sie zu peinigen und elend zu machen. Obgleich ich achtzig Jahre alt bin, habe ich nicht eine gesehen, die zu einem gedeihlichen Ende führte.

Dies zur Nachricht für meinen niedlichen Secretair.

— Madame spricht von der Liebe, wie von den Farben; sie ist blind, sie hat niemals geliebt!

Ende des zweiten Bandes.



Druck von C. G. Naumann in Leipzig.

